

Ulf Kilian  
**6 | VORWORT**

Frederic J. Schwartz  
**9 | WERKBUND UND ÖFFENTLICHKEIT – EINE HISTORISCHE BETRACHTUNG**

Ludger Heidbrink  
**24 | LEBEN NACH DEM FORTSCHRITT. ZUR NACHHALTIGEN GESTALTUNG DER ZUKUNFT**

Ulf Kilian  
**36 | DOMINIUM TERRAE**

Thorsten Bürklin  
**44 | LEBEN MIT DER KATASTROPHE. PLÄDOYER FÜR EINE ANDERE THEORIE DER ARCHITEKTUR**

Martin Seel  
**60 | DER EINE IM RAUM DER VIELEN – VERSUCH ÜBER DIE LANDSCHAFT DER STADT**

Konrad Hummel  
**67 | NEUE WEGE DER BÜRGERBETEILIGUNG: STADTENTWICKLUNG UND LEBENSSTILBETEILIGUNG**

Adrienne Goehler  
**78 | FREIHEIT GLEICHHEIT GRUNDEINKOMMEN**

Albrecht Göschel  
**87 | GEBRAUCH UND VERBRAUCH: PRODUKTDESIGN – NACHHALTIGKEIT – KOMMUNIKATION/  
KOOPERATION – UND EINE PERSPEKTIVE FÜR DEN DEUTSCHEN WERKBUND**

Ulrich Thielemann  
**107 | QUALITÄT, GEWINNMAXIMIERUNG UND MARKT – WIDER DIE ELIMINIERUNG RENTABILITÄTS-  
FREMDER GESICHTSPUNKTE AUS DEM MARKTGESCHEHEN**

Matthias Burchardt  
**122 | KRISE UND VERANTWORTUNG – PROLOG DES DRITTEN HUMANISMUS**

Ernst Ulrich von Weizsäcker  
**131 | WENIGER MATERIELLE, MEHR GEISTIGE RESSOURCEN – HEUTZUTAGE WERDEN MATERIELLE  
RESSOURCEN VERSCHWENDET. EINE REVOLUTIONÄRE VERBESSERUNG STEHT AN**

Anhang  
**138 | AUTORINNEN UND AUTOREN**  
**143 | IMPRESSUM**

ULF KILIAN

## VORWORT

### 7

#### VORWORT

Der Deutsche Werkbund ist eine der traditionsreichsten deutschen Kulturinstitutionen, die sich als interdisziplinäre, nicht-berufsständische Vereinigung mit Fragen der Gestaltung beschäftigt. Seit seiner Gründung war und ist das Werk-Ding – ob Haus oder Möbel – Gegenstand der Gestaltung und Anlass, sich mit den Lebensbedingungen des je geschichtlichen Menschen auseinanderzusetzen.

Der Deutsche Werkbund formuliert seinen Auftrag in der Präambel zu seiner Satzung folgendermaßen: „Der Deutsche Werkbund wurde 1907 mit der Absicht ‚der Veredelung der gewerblichen Arbeit im Zusammenwirken von Kunst, Industrie und Handwerk‘ gegründet. Er hat wesentliche Impulse zur Industrie- und Baukultur seiner Zeit gegeben und allgemeinbildende Ziele in Lehre und Forschung verfolgt. Er ist diskursiv, interdisziplinär und international ausgerichtet. Gesellschaftliche Veränderungen und Entwicklungen erfordern stets eine neue Ausrichtung des Deutschen Werkbunds, der sich auf diese Weise seiner Verantwortung in der Gesellschaft stellt. Er bringt sich in die für ein verantwortungsvolles Gestalten einer humanen Umwelt notwendigen Auseinandersetzungen ein. ...“.

Von *dem* Werkbund zu sprechen, suggeriert eine ungebrochene geschichtliche Kontinuität, die vom Begriff auf das Wirken schließt. Das ist historisch falsch. Korrekterweise muss man von den Werkbünden sprechen. Dieser Einspruch ist nicht allein der föderalen Struktur geschuldet, die der Werkbund nach 1945 angenommen hat; vielmehr ist damit gemeint, dass sich diese seit mehr als 100 Jahren existierende Vereinigung von Beginn an den gesellschaftlich immer neuen Herausforderungen gestellt und Antworten gegeben hat. Wesentliches Merkmal des Selbstverständnisses ist deshalb nicht „die gute Form“, mit der der Werkbund historisch eng verbunden ist, sondern das Ringen um formale Lösungen für komplexe gesellschaftliche Herausforderungen, die in der Formel des „verantwortungsvollen Gestaltens“ zum Ausdruck kommt. Der Werkbund begreift sich als Forum, auf dem in unterschiedlichen Formaten die Qualität von Gestaltung reflektiert wird. Nicht die Stilbildung steht im Vordergrund der Arbeit des Werkbundes sondern die Qualität – nicht als ontologische, sondern als historische Kategorie.

Nach 2001 richtete der Werkbund Hessen zum zweiten Mal einen Werkbundtag in Frankfurt am Main, dem Sitz seiner Geschäftsstelle, aus. Die Werkbundtage sind die zentralen Veranstaltungen des Werkbunds. Sie werden jährlich von einem der Werkbünde (Baden-Württemberg, Bayern, Berlin, Hessen, Nord, Nordrhein-Westfalen, Saarland, Sachsen und Rheinland-Pfalz) inhaltlich verantwortet und durchgeführt. Es sind die Veranstaltungen, mit denen der Deutsche Werkbund auf gesellschaftliche Entwicklungen reagiert, seine Standpunkte vorstellt und diskutiert, zugleich aber auch sich selbst und sein kulturpolitisches Engagement hinterfragt. Der Werkbundtag 2011 – *leben // gestalten* wurde vom Hessischen Werkbund in der Zeit vom 16. bis 18. September 2011 in Frankfurt am Main im neuen Hörsaalzentrum der Goethe-Universität, Campus Westend durchgeführt. In einem interdisziplinär besetzten Kongress wurden zentrale Gesellschaftsfragen des beginnenden 21. Jahrhunderts unter einem erweiterten Gestaltungsbegriff thematisiert.

Zwei Eröffnungsvorträge am 16. September gaben einen Überblick über die gesellschaftlichen Entwicklungen vom Beginn des 20. Jahrhunderts, der Gründungsphase des Deutschen Werkbunds, bis zu den aktuellen Gesellschaftsfragen des beginnenden 21. Jahrhunderts. Der Kongress am 17. September sah vier Themenblöcke mit insgesamt acht Referaten aus unterschiedlichen Bereichen der Geistes-, Gesellschafts-, Erziehungs-, Umwelt-, Natur- und Wirtschaftswissenschaften vor: Block I, „Leben in Städten – über den Einen und die Anderen“ befasste sich mit den

soziologischen und philosophischen Aspekten des Zusammenlebens in modernen Gesellschaften. Block II, „Selbstermächtigung und Partizipation – über Teilhabe an Politik, Gesellschafts- und Gestaltungsprozessen“, fragte nach der Einlösbarkeit von Menschenrechten als Versprechen und Herausforderung demokratischer Gesellschaften. Block III, „Gebrauch versus Verbrauch/Von Menschen und Dingen – über Produktion und Konsumtion“, thematisierte neue Ansätze verantwortlichen Handelns und Wirtschaftens. Block IV, „Ein Leben nach dem falschen/Mensch und Verantwortung – über den Umgang mit materiellen, geistigen und ideellen Ressourcen“, untersuchte, vorhandene Potenziale und ihren möglichen Einfluss auf gesellschaftliche Entwicklungen.

Die vorliegende Publikation basiert auf den Vorträgen des Werkbundtages 2011 und folgt im Wesentlichen der Struktur des Kongresses. Von ihr erhoffe ich mir, dass sie einerseits die Diskussionen innerhalb des Werkbunds befruchtet und andererseits einem an fachübergreifenden Gestaltungs- und Gesellschaftsfragen interessierten Publikum die Arbeit des Werkbunds näher bringt.

Bis zur Durchführung des Werkbundtages 2011 und zur Fertigstellung des Buches war es ein langer und teilweise beschwerlicher Weg. Hinter beiden Projekten steht die Mitarbeit zahlreicher Personen, denen ich an dieser Stelle für ihre Unterstützung danken möchte. Es sind dies meine Vorstandskolleginnen und -kollegen im Hessischen Werkbund Michael Peterek, Petra Schwerdtner, Gregor Fröhlich, Wilhelm Krahn, Folckert Lüken-Isberner, Martina Voegtler, Ursula Wenzel und Anke Wünschmann. Ohne das Engagement weiterer Mitglieder des Vereins, namentlich Amalia Barboza, Helen Barr, Bernhard Fuchs, Nikolaus Gramm, Christoph Koch, Georgios Kontos, Jochen Rahe, Nina Sonntag und Sabine Zimmermann wären Kongress und Publikation nicht möglich geworden.

Martina Voegtler danke ich darüber hinaus für die Gestaltung des vorliegenden Buches, Thomas Schriefers für die Überlassung der Collage für die Titelseite, den Referenten des Kongresses respektive den Autoren dieses Buches für ihre anregenden und kritischen Beiträge, Thorsten Bürklin und Annette Roggatz für die Moderation des Werkbundtages, meinem langjährigen Vorstandskollegen Michael Peterek für alles, was ohne die Zusammenarbeit mit ihm nicht möglich geworden wäre, und nicht zuletzt meiner Frau Christine Bürkle und meiner Tochter Selini für Zuspruch, Unterstützung und Geduld.

Mein Dank für die großzügige finanzielle Unterstützung des Werkbundtages 2011 und der vorliegenden Publikation gilt dem Kulturfonds Frankfurt RheinMain.

Januar 2012

Ulf Kilian,

1. Vorsitzender Deutscher Werkbund e. V. / 1. Vorsitzender Deutscher Werkbund Hessen e. V.

FREDERIC J. SCHWARTZ

## WERKBUND UND ÖFFENTLICHKEIT – EINE HISTORISCHE BETRACHTUNG

Am 23. Oktober 1965 sprachen Theodor W. Adorno und Ernst Bloch als Gastredner auf der Konferenz des Deutschen Werkbunds, dessen Thema in diesem Jahr „Bildung durch Gestalt“ hieß. Unter der Überschrift „Funktionalismus heute“ schlug Adorno in seiner Ansprache einen überaus kritischen Ton an. „Das Unbehagen, das mich beim deutschen Wiederaufbaustil befällt (...) bewegt mich, der dem Anblick derartiger Bauten nicht weniger ausgesetzt ist als ein Fachmann, nach dem Grund zu fragen.“<sup>1</sup> Adorno bezog sich damit unter anderem auf seinen Arbeitsplatz im Frankfurter Institut für Sozialforschung in der Senckenberganlage 26 der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität, das von Alois Giefer und Hermann Mäckler entworfen und 1951 fertiggestellt worden war. Er kam zu dem Schluss: Es gibt „nichts Trostloseres als die gemäßigte Moderne des deutschen Wiederaufbaustils, dessen kritische Analyse durch einen wahrhaft Sachverständigen höchst aktuell wäre.“<sup>2</sup> Bloch war nicht weniger kritisch. In seinem Vortrag „Bildung, Ingenieurform, Ornament“ referierte er über das „Termitendasein in Kistenhäusern“. Formen „sind nun gerade nicht mehr menschlich zweckgerecht differenziert: Bungalow, Flughafen (...) Theater, Universität, Schlachthaus sind in der dominierenden Form des Glaskastens geeint.“<sup>3</sup> Und beide zeigen sie mit dem Finger auf das Bauhaus.

Die Anwesenheit von Adorno und Bloch auf der Werkbundtagung wurde von vielen Historikern als Zeichen eines breiten Stimmungsumschwungs gegen den Wiederaufbaustil der Nachkriegsarchitektur und das Erbe des Bauhauses interpretiert. Betrachtet man Text und Kontext aber genauer, so deutet sich eine sehr viel komplexere und interessantere Situation an. Mein Argument wird im Folgenden aus zwei Teilen bestehen. Zum einen vertrete ich die Ansicht, dass Adorno und Bloch ihr Publikum nicht wirklich erreichten, was jedoch nichts mit dem Prestige dieser Institution zu tun hatte. Im zweiten Teil versuche ich zu zeigen, dass das Bauhaus, trotz seines hohen Ansehens und der Vorherrschaft des Funktionalismus in der Architektur der jungen Bundesrepublik, immer ein Problem darstellte. Das Bauhaus bildete auch nach dem Krieg einen historischen Referenzpunkt und hat in dieser Funktion – selbst unter denen, die sich inzwischen zur Moderne bekannten – oft genug für Irritation, Diskussion und Widerspruch gesorgt. Mit anderen Worten scheint das Bauhaus in den Architekturdiskussionen der Nachkriegszeit einerseits irritiert zu haben, hatte aber andererseits das Verdienst, diese Debatten überhaupt mit angestoßen zu haben.

Indem dieser Text sich nicht nur mit Bloch und Adorno beschäftigt, sondern auch die Interventionen anderer prominenter Intellektueller zu den Designdebatten mit einbezieht, soll auf die sich wandelnde Diskussion in Philosophie, Soziologie und Psychologie zum deutschen Wiederaufbau hingewiesen werden und auf die veränderte Art und Weise, wie man infolgedessen nun über die politischen Aspekte der gebauten Umwelt diskutierte. Mein Text wird sich außerdem mit den diskursiven Widersprüchlichkeiten in diesem Prozess befassen, die oft mit der Sorge um Mitschuld und Verstrickung der Architektur zur Zeit des Nationalsozialismus und des Krieges zusammenhängen. Es ist nicht mein Ziel, eine Rezeptionsgeschichte des Bauhauses und der funktionalistischen Position im dritten Viertel des 20. Jahrhunderts zu schreiben, sondern es geht vielmehr darum, die Politisierung der Architektur in der Nachkriegszeit genauer zu untersuchen. Hierbei kommt es darauf an, jene Diskursphänomene zu identifizieren, die frühe Hinweise auf die spätere architektonische Debatte liefern und sie detailliert zu analysieren. Wenn man die Rezeptionsgeschichte des Bauhauses als sein eigentliches Vermächtnis versteht, dann spiegelt sich hierin viel von der Entwicklung der Nachkriegsöffentlichkeit wider, wie auch die meist recht problematischen Versuche, Fragen aus den Bereichen von Architektur und Design zu Themen der öffentlichen Debatte zu machen.

Was bei Blochs Ansprache besonders auffällt, ist der große historische Bogen, den er schlägt. Bloch spürt der Entstehung dessen nach, was er die gegenwärtige „spätkapitalistische Hetze

und Entfremdung“ nennt oder auch die allgemeine „Bahnhofhaftigkeit unseres Daseins“.<sup>4</sup> Es handelt sich hierbei um eine bekannte Geschichte. Seine Ansprache schildert die Eingebundenheit des Ornaments in die Klassendynamik der Gründerzeit, als soziale Aufsteiger und Kleinbürger versuchten, die herrschende Klasse zu imitieren. In der Arbeit von Adolf Loos erkennt er eine berechtigte, „zum Teil sozialistisch gestimmte“ Kritik am Missbrauch architektonischer Formen, auch wenn er der Ansicht ist, dass sie im Bereich des Stils stecken blieb.<sup>5</sup> Die asketische „Zweckform“ verkam zu einem Stil und verlor dadurch die Verbindung zu ihren ursprünglichen Werten wie zu ihrem politischen Ursprung und wurde zu einem neuen, funktionalistischen Feigenblatt für die im Grunde unveränderten sozialen Beziehungen. Statt für traditionelle Dekoration plädierte Bloch für die Erneuerung des Ornaments und für eine „bildende Phantasie“. Diese bildende Phantasie könnte mit dem zweifelsohne vorhandenen Einfallsreichtum kombiniert werden, der sich in der modernen technischen Entwicklung verbirgt. Dies könnte zu einer Aufhebung der Gegensätze von Vernunft und Phantasie führen, eine Aufhebung, die nach Bloch eine humanere Umwelt und eine gerechtere Sozialordnung verspricht.

Es handelt sich hier zwar um einen außergewöhnlichen Text und nicht umsonst hatte Adorno die Philosophie seines Freundes als „große Blochmusik“ bezeichnet.<sup>6</sup> Aber ich frage mich, welchen Ton Bloch wohl bei diesem Publikum angeschlagen hätte. Verweise Blochs auf die Gegenwart sind eher vage und unspezifisch und die Referenzpunkte seiner Darstellung waren tatsächlich sehr veraltet. Es ist berechtigt zu sagen, „daß man aus der Gründerzeit (...) noch nicht heraus ist“<sup>7</sup>, aber nur wenige seiner Zuhörer werden sich noch an diese Zeit erinnern haben. Basis von Blochs geschichtlicher Erkundung bildeten die Stilmoden bzw. die Suche nach dem wahren Stil, der Durchbruch von Kandinsky und des Blauen Reiters, von Adolf Loos und Paul Scheerbart. All das waren Dinge, die mehr als ein halbes Jahrhundert zurück lagen. Und obwohl den Architekten der Nachkriegszeit sehr daran gelegen war, an die Verbindungen zur Vorkriegsgeschichte anzuknüpfen, geht Bloch sogar bis in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zurück. In der Tat stammen viele seiner Formulierungen wie seiner Argumente aus der ersten Ausgabe seines Buches *Geist der Utopie* von 1918. Damit aber redet Bloch an den Gegebenheiten der damals gerade 15 Jahre alten Bundesrepublik und ihrer Kultur vorbei. Obwohl Bloch als Vaterfigur der neuen Linken der Nimbus der Aktualität umgab, muss das auf viele Zuhörer wie eine verstaubte Geschichtslektion gewirkt haben. Jedenfalls hinterließ seine Ansprache kaum Spuren in den nachfolgenden Architekturdiskussionen.

Dagegen ist Adornos Vortrag „Funktionalismus heute“ mehr als nur ein ambitionierter Konferenzbeitrag; als intellektuelle Übung stellt er eine Glanzleistung dar. Eingangs bittet Adorno um Entschuldigung, dass er die Grenzen seines Metiers – der Musik – überschreite, wenn er sich auf das Gebiet der Architektur begeben. Er rechtfertigt das damit, dass es durch seine Verbindung zu Schönberg und der Neuen Wiener Schule eine direkte Anknüpfung an die Sachlichkeit des Bauhauses und des Werkbundes gebe. Mittels der historischen Dialektik bricht er die Differenz zwischen Ornament und Funktion auf. Funktion, argumentiert er, sei nicht nur äußerlich, sondern sei in erster Linie eine immanente künstlerische Funktion innerhalb der Logik des Werkes selber. Und was einst funktional war, kann sich wandeln zu etwas innerlich Überflüssigem, Verschwenderischem und in der Tat Ornamentalen, wenn seine Logik nicht mehr die innere Kohärenz gewährleisten muss. Das Funktionale und das Funktionslose sind historisch miteinander verschränkt. Mit dieser Bemerkung scheint er auf Semper anzuspielen, wenn er schreibt, Ornamente seien „Narben überholter Produktionsweisen“. Dem Nicht-Funktionalen gibt er damit eine neue Bestimmung als Sublimierung der Funktion.<sup>8</sup> Die inhärente Funktionslosigkeit des autonomen Kunstwerkes in der Moderne ist keineswegs ›ornamental‹, auch wenn sie ein stummer Protest gegen jene Funktion ist, als deren kleinsten gemeinsamen Nenner Adorno die Herrschaft

Steigerungsprozess vollzieht, in dessen Verlauf eine Akkumulation von Erfahrungen, Wissen, Kapital etc. stattfindet, wodurch ein Mehr an Erkenntnissen und Lebensqualität erzeugt wird, lebt heute in ganz unterschiedlichen Bereichen fort.

So beruht die Marktwirtschaft auf einer effektiven Wachstumsrate, die im globalen Maßstab durchschnittlich bisher bei etwa 3 bis 5 Prozent gelegen hat.<sup>1</sup> Dabei werden je nach Wirtschaftssektor Renditen von bis zu 19 Prozent als erforderlich angesehen (etwa im Bankensektor, bei dem die Eigenkapitalrenditen, wie wir es von der Deutschen Bank wissen, sogar auf 25 Prozent hochgetrieben werden), um langfristig auf globalen Märkten wettbewerbsfähig zu bleiben. Entsprechende Steigerungen im Produktions- und Konsumbereich sind die Folge. Im Jahr 2010 hat trotz Klimaprotokollen und Einsparbemühungen der weltweite Energieverbrauch um 5,6 Prozent zugenommen, allein in Deutschland wurden zwanzig Prozent mehr SUVs (Sport Utility Vehicles) verkauft als im Jahr zuvor (aktuelle PKWs haben übrigens eine durchschnittliche Motorleistung von 134 PS, die Mitte der 1990er Jahre noch bei 95 PS lag). Die Nutzungsrate von Elektrogeräten und Computern sinkt aufgrund technologischer Innovationen kontinuierlich, sodass der Berg an Elektronikschrott umso höher wächst. Die Menge an gekaufter Kleidung hat sich in den letzten zehn Jahren verdoppelt, während fast 40 Prozent unserer Lebensmittel – eine skandalöse Größe – ungenutzt entsorgt werden. Und der Güterverkehr nimmt aktuellen Schätzungen nach allein im LKW-Bereich in Deutschland bis 2025 um 55 Prozent zu,<sup>2</sup> vom Flugverkehr ganz zu schweigen. Jüngste Berechnungen der EU-Kommission gehen davon aus, dass der weltweite Energieverbrauch sich durch das Bevölkerungswachstum und die wirtschaftliche Entwicklung der nachrückenden Volkswirtschaften bis 2030 verdoppeln wird.<sup>3</sup>

Umso bedenklicher ist es deshalb, dass auch im Nachhaltigkeitssektor der Glaube an Steigerungsquoten und ökologische Fortschrittslösungen fortlebt. Mit Devisen wie „Simplify your life“ oder „Less is more“ wird den Anhängern eines grünen Lebensstils suggeriert, dass der Verzicht auf massenindustrielle Produkte oder der Kauf von Biofleisch zu einer globalen Verbesserung der Lebensqualität beitragen. Die LOHAS – die Anhänger der „Lifestyles of Health and Sustainability“ –, die im Toyota Prius zum Ökosupermarkt fahren, ihre Wohnung mit recycelten Designermöbeln ausstatten und bei Atmosfair CO<sub>2</sub>-Abgaben für ihre Flugreisen nach Sri Lanka zahlen, treten als neue Missionare eines emissionsarmen und energieeffizienten Lebensstils auf, der Genuss ohne Reue und damit einen Gewinn an Daseinszufriedenheit durch den Rückbau an ökologischer Landnahme verspricht. Die Maxime des „Growing by Shrinking“, die sich in immer mehr Produktions- und Konsumtionsfeldern ausbreitet, ist zum Mantra eines postutopischen Hedonismus geworden, der das Ziel der Lebensverbesserung nicht verabschiedet hat, sondern an die Stelle eines exzessiven Ressourcenverbrauchs das Ideal des qualitativen Wachstums setzt, das durch eine maßvolle und bewusste Alltagsgestaltung umgesetzt werden soll.

Die Realität spricht allerdings eine andere Sprache. So zeigen Umfragen und empirische Untersuchungen, dass zwar über die Hälfte der Verbraucher von sich behauptet, an sozialen und ökologischen Standards von Gütern und Dienstleistungen interessiert zu sein, letztlich aber nur etwa zehn Prozent ihre Einstellungen tatsächlich in die Praxis umsetzen.<sup>4</sup> Zwischen der Selbstwahrnehmung und dem faktischen Handeln besteht weiterhin eine Kluft. Darüber hinaus folgt unser Alltagsverhalten in weiten Bereichen dem technologischen Leitbild der Energieeffizienz, das auf der Entkoppelung von Ressourcenverbrauch und Wachstum beruht, die durch den weltweiten Zuwachs an Energie- und Flächenbedarf regelmäßig konterkariert wird.

Das Fortschrittsideal existiert also auch dort in abgewandelter Weise weiter, wo es infrage gestellt und zumindest rhetorisch verworfen wird. Die neue Utopie lautet nicht mehr Kolonialisierung der Zukunft, egal um welchen Preis und zu welchen Kosten für die nachfolgenden Generationen. Sie beruht stattdessen auf höherer Ressourceneffizienz und der aktuellen Ein-

preisung von Kosten für die langfristige Nutzung von Gemeingütern, ohne dass dabei das eigene Alltagsverhalten selbst grundlegend verändert wird.

### Systematisch verzerrtes Entscheidungsverhalten

Nach dem bisher Gesagten ergibt sich der interessante Befund, dass wir das moderne Fortschrittskonzept nicht hinter uns gelassen haben, sondern es sich hartnäckig aufrechterhält. Es bestimmt weiterhin sowohl die Steigerungsdynamik des globalen Marktkapitalismus als auch alternative Lebensstile, die auf eine nachhaltige, aber insgesamt qualitativ bessere Zukunft ausgerichtet sind. Es scheint dem Menschen schwerzufallen, sich die Zukunft anders als nach dem Prinzip der Optimierung von Wahloptionen und der Zunahme an Lebensqualität vorzustellen.<sup>5</sup> Die Steigerungsutopie liegt somit nicht nur dem ökonomischen Wachstumsmodell zugrunde, das auf die Potenzierung von Renditen und die Maximierung von Gewinnen angelegt ist. Sie bildet auch den Maßstab der meisten ökologischen Transformationsmodelle, die durch höhere Einsparquoten und die Nutzung regenerativer Energien die Realisierung einer zukunftsfähigen Gesellschaft in Aussicht stellen, die der gegenwärtigen Gesellschaft mehr oder weniger ums Haar gleicht.

Worin liegt diese Resilienz – die Widerstandsfähigkeit – des Fortschrittsprinzips begründet? Wieso gelingt es uns nicht, trotz Einsicht in die Risiken einer ungezügelter Wachstumsdynamik und fehlender Steuerungsmechanismen grundlegend andere Gestaltungskonzepte für die Zukunft zu entwickeln?

Eine naheliegende Vermutung besteht darin, dass der Mensch höherstufige – kollektive gesellschaftliche – Veränderungsprozesse nicht anders als in Analogie zu seiner individuellen zeitlichen Entwicklungsdynamik denken kann. Hans Blumenberg hat schon vor Jahrzehnten auf die auffälligen Parallelen zwischen Weltzeit und Lebenszeit hingewiesen. Insbesondere in der europäischen, vom Individualismus geprägten Kultur weisen die meisten historischen Verlaufsfiguren eine erstaunliche Ähnlichkeit mit der zeitlichen Struktur menschlicher Existenz auf, die sich von der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft hinein in Gestalt einer (nicht unbedingt kontinuierlichen, aber kohärenten) anwachsenden Linie erstreckt. Martin Heidegger hat in seiner Analyse des Daseins darauf aufmerksam gemacht, dass das gewöhnliche Leben – das durchschnittliche Man – durch eine Auslieferung an die Gegenwart gekennzeichnet ist, durch die Vergangenheit und Zukunft ausgeblendet werden, zumindest aber der präsentischen Lebensweise der Vorrang eingeräumt wird. Diese Fokussierung auf das „Hier und Jetzt“ (Georg Picht), also eine sich durchhaltende Fixierung auf den sozialen und ökonomischen Status quo lässt sich in zahlreichen Geschichtsmodellen der Moderne beobachten, in denen gesellschaftliche Veränderungsprozesse und Gestaltungsprogramme aus der heutigen Situation abgeleitet werden, sodass insgesamt eine starke Gegenwartspräferenz besteht.

Ich kann mich hier nicht genauer mit weiteren Ursachen für die eigentümliche Halbwertszeit des Fortschrittsmotivs befassen, die zum Teil sicherlich auch in der Säkularisierung eschatologischer Heilserwartungen und ihrer Fortsetzung in modernen Evolutions- und Emergenzmodellen liegt. Mir scheint jedenfalls empirisch plausibel zu sein, geschichtliche Verlaufsfiguren aus existenziellen Zeitdynamiken abzuleiten. Der Vorteil dieser Ableitung liegt auf jeden Fall darin – und darauf kommt es im Folgenden besonders an –, die Schwierigkeiten besser beschreiben zu können, Gestaltungsansätze für die Zukunft zu finden, die tatsächlich eine nachhaltige Wirkung entfalten und nicht bloß das Bestehende fortsetzen oder mehr oder weniger wirkungslos an bisherige Transformationskonzepte anknüpfen.

Man könnte das Problem, um das es hier geht, auch anders formulieren: Warum sind die meisten der jüngeren gesellschaftlichen Umgestaltungsversuche von den „Grenzen des Wachstums“ bis

Zukunftsgestaltung erfordert nicht notwendigerweise Freiheitsverzicht, sondern kann durch eine intelligente Freiheitsförderung befördert werden, mit deren Hilfe sich gesellschaftliche Akteure in ihrem Alltagsleben aus Selbstinteresse an Gemeinwohlzielen ausrichten.

- <sup>1</sup> <http://www.bankenverband.de/downloads/032011/konjunkturprognose-mit-sperrfrist> (19.4.2012). Siehe auch Hans Christoph Binswanger: Die Wachstumsspirale, Weimar b. Marburg, 2006.
- <sup>2</sup> ADAC-Motorwelt 9/2011, S. 121.
- <sup>3</sup> <http://www.steinkohle-portal.de/content.php?id=246> (19.4.2012)
- <sup>4</sup> Silke Borgstedt/Tamina Christ/Fritz Reusswig: Umweltbewusstsein in Deutschland 2010; online unter: <http://www.umweltbundesamt.de/uba-info-medien/4234.html> (19.4.2012).
- <sup>5</sup> So glauben nach einer Allensbach-Studie gegenwärtig 42 Prozent der Deutschen wieder an den Fortschritt, während 33 Prozent dem Fortschritt gegenüber skeptisch sind. Anfang der 1980er Jahre war das Verhältnis umgekehrt: 31 Prozent waren damals fortschrittsoptimistisch eingestellt, während 41 Prozent Zweifel am Fortschritt hegten (FAZ, 18.5.2011).
- <sup>6</sup> Zum Folgenden siehe Lucia Reisch, Kornelia Hagen: Kann der Konsumwandel gelingen? Chancen und Grenzen einer verhaltensökonomisch basierten sozialen Regulierung, in: Ludger Heidbrink, Imke Schmidt, Björn Ahaus (Hg.): Die Verantwortung des Konsumenten. Über das Verhältnis von Markt, Moral und Konsum, Frankfurt/New York 2011, S. 228ff.
- <sup>7</sup> <http://www.3sat.de/nano/glossar/organspenden.html> (19.4.2012).
- <sup>8</sup> <http://www.rotman.utoronto.ca/facbios/file/Green%20Products%20Psych%20Sci.pdf> (19.4.2012).
- <sup>9</sup> Richard H. Thaler, Cass R. Sunstein, Nudge: Improving Decisions About Health, Wealth and Happiness, London 2008, S. 253f.
- <sup>10</sup> Oliver Flügel-Martinsen: Grundfragen politischer Philosophie. Eine Untersuchung der Diskurse über das Politische, Baden-Baden 2008, S. 238.
- <sup>11</sup> Daniel Kahneman, Angus Deaton: High income improves evaluation of life but not emotional well-being, in: PNAS 107 (38), September 2010, p. 1, [www.pnas.org/cgi/doi/10.1073/pnas.1011492107](http://www.pnas.org/cgi/doi/10.1073/pnas.1011492107) (19.4.2012).
- <sup>12</sup> Zum Hintergrund vgl. Timothy Devinney, Pat Auger, Gian Eckhardt: The myth of the ethical consumer, Cambridge 2010.
- <sup>13</sup> Vgl. Gilles Saint-Paul: The Tyranny of Utility, Princeton/Oxford 2011.
- <sup>14</sup> Vgl. Ludger Heidbrink, Johannes Reidel: Nachhaltiger Konsum durch politische Selbstbindung. Warum Verbraucher stärker an der Gestaltung von Entscheidungsumwelten mitwirken sollten, in: Gaia, Nr. 3, 2011, S. 152–156.

ULF KILIAN

## DOMINIUM TERRAE

„Denn die Unzeit, in der wir heute leben, verordnet uns den Glauben an das genaue Gegenteil: dass wir an einem Ende der Geschichte angekommen seien, dass sich unser System des Lebens und Wirtschaftens nicht mehr in einem weiteren historischen Prozess grundsätzlich verändern, sondern sich nur noch auf der Erdkugel verbreitern wird und dass man künftigen Fortschritt nicht mehr am Fortschritt sozialer Prozesse messen wird können, sondern nur noch an den Verbesserungen der technischen Mittel, mit deren Hilfe alles immer ein bisschen anders so bleiben wird, wie es ist.“<sup>1</sup>

### Werkbund und Moderne – Schwanken zwischen Pathos und Utopie<sup>2</sup>

Der Ausgangspunkt der konzeptionellen Überlegungen des Werkbundtages 2011, auf dessen Beiträgen diese Publikation aufbaut, war die Frage, wie man den kulturellen Herausforderungen, die sich am Beginn des 21. Jahrhunderts stellen, gestalterisch entsprechen kann.

Dies setzte in einem ersten Schritt die Analyse dessen, was heute und mit guten Gründen als globale Krise empfunden wird, voraus, erforderte aber auch in einem zweiten Schritt eine Positionierung des Werkbunds, dessen Gestaltungsverständnis von jeher einem erweiterten Ansatz folgt. Es galt, einen Titel für den Werkbundtag zu formulieren, der dem Selbstverständnis des Werkbunds entsprach und sowohl seine Tradition als auch die Brüche, die sich seit seiner Gründung 1907 ereigneten, berücksichtigt.

Die Berufung auf den Begriff der *Moderne* lag nahe, zumal eine große Zahl von Werkbundmitgliedern zu den exponierten Vertretern dieser Epoche am Anfang des 20. Jahrhunderts zählten und der Deutsche Werkbund im Sinne eines nicht ausschließlich technischen, sondern auch ethisch konnotierten Begriffs der *Moderne* agierte. Er reagierte – getragen von der Hoffnung auf eine *Humanisierung der Gesellschaft durch Gestaltung* – auf die krisenhaften ökonomischen und sozialen Veränderungen des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts.

Die Gleichsetzung von Werkbund und *Moderne* greift allerdings zu kurz und die Beurteilung der Paradigmen seines Engagements, mit dem er auf die Herausforderungen der letzten 105 Jahre antwortete, erfordert eine differenziertere Betrachtung. Für die aktuellen und zukünftigen Aufgaben wäre es nicht zutreffend und wenig zielführend gewesen, sich auf eine Vergangenheit zu berufen, die in ihrer Dialektik sowohl die Bezugspunkte als auch die Keime der Kritik in sich trug. Die Autorität der *Moderne* hat an den Folgen ihrer Geschichte Schaden genommen und selbst die Kritik an ihr ist in die Kritik geraten. Damit ist aber *die Moderne* als zentraler Bezugspunkt des Werkbunds problematisch geworden, wenn nicht gar verlorengegangen. Vor allem aber ist es der *moderne Mensch*, der aufgrund seiner Bestimmungen (Subjekt und Träger der Werte der Aufklärung zu sein) und der von ihm verursachten Katastrophen (technische und ökonomische Massenvernichtungskriege, Ausbeutung und Naturzerstörung) zur Disposition steht. Dieser Verlust legt den Blick frei auf zwei korrelierende Begriffe, die weniger programmatisch sind und den Ausgangspunkt der Arbeit des Werkbunds viel besser umreißen: *Leben Gestalten*.

Die Gründungsphase des Werkbunds ist flankiert von zahlreichen reformerischen Strömungen. Die Satzung des Werkbunds verrät im Anspruch auf „Veredelung der gewerblichen Arbeit im Zusammenwirken von Kunst, Industrie und Handwerk.“<sup>3</sup> die Reaktion auf eine Realität, in der diese Qualität nicht verwirklicht zu sein schien. Der Begriff der *Veredelung* erinnert nicht zufällig an Goethes klassisches Diktum.<sup>4</sup> *Veredelung* meint im Kontext der Arbeit des Werkbunds eine den Menschen in den Blick nehmende Verbesserung von Produkten und Prozessen, die Verbesserung der Lebensbedingungen der Menschen also und darüber hinaus schließlich die Verbesserung *des Menschen selbst*.

Der Mensch selber wurde zum *Projekt* einer visionierten besseren Zeit. Die dieses Postulat begleitenden und folgenden Katastrophen führen zwangsläufig zu der Frage, ob sie trotz oder

THORSTEN BÜRKLIN

## LEBEN MIT DER KATASTROPHE. PLÄDOYER FÜR EINE ANDERE THEORIE DER ARCHITEKTUR

45

LEBEN MIT DER KATASTROPHE

„(...) C'est une idée qui peut faire rire, mais la seule façon de lutter contre la peste, c'est l'honnêteté.

– Qu'est-ce que l'honnêteté? dit Rambert, d'un air soudain sérieux.

– Je ne sais pas ce qu'elle est en général. Mais dans mon cas, je sais qu'elle consiste à faire mon métier.“

(Albert Camus, La peste. 1947)

### Von innen und von außen – die endlose Bedrohung

Katastrophen spielen eine große Rolle im kollektiven Bewusstsein von Kulturen. Keine Zivilisation ist vorstellbar ohne deren Gegenteil, die Nicht-Zivilisation, deren Untergang oder Auslöschung. In der christlichen Erzählung spült die Sintflut alles Dagewesene hinweg, um schließlich nach 40 Tagen einem Neuanfang zu weichen.<sup>2</sup> Oder aber die Katastrophe geschieht mitten in der Stadt selbst – und zwar in jener Stadt, die bereits im ersten vorchristlichen Jahrtausend zu einer multikulturellen „Weltstadt“ herangewachsen war.<sup>3</sup> Das Babylon des 7. und 6. Jahrhunderts v. Chr. war als Hauptstadt Mesopotamiens ein überaus bedeutendes Zentrum des Handels, der Verwaltung und der Künste<sup>4</sup>, wo Menschen aus aller Herren Länder zusammenkamen. Die Sprachverwirrung, die Vielfalt und auch die kulturellen Unterschiede waren Alltagserfahrungen. Das Inhomogene, das Unüberschaubare, das Unkontrollierbare erzeugt Angst vor dem Ungewissen, dem Anderen und dem Nicht-Sein, das jede Zivilisation bis ins Mark und bis in die Gegenwart durchfährt.<sup>5</sup>

Der Argentinier Juan José Saer erzählt in dem Roman „*El Entenado*“ („*Der Vorfahre*“) eindringlich von den internen sowie externen Gewalten, die das (Zusammen-) Leben der Menschen bedrohen. Jenseits des Horizontes der Urwaldbewohner lauert das Unbekannte, das man in regelmäßigen Abständen (durch die Verschleppung von Menschen anderer Stämme) hereinholt, um es in einem kannibalischen Akt der Zerstörung und Aneignung zu sublimieren. Die innerhalb des eigenen Lebenskreises lauende Gefahr wird in kulturell eingeübten Riten der Völlerei und sexuellen Enthemmung dargestellt. Indem man die Gefahr orgiastisch durchlebt, ergibt man sich ihr, um sie für den Rest des Jahres zu bannen.<sup>6</sup>

In den europäischen Traditionen trifft diese Beschreibung auf die Wiederkehr der Fastnacht zu.<sup>7</sup> Um die existenziell und ontologisch bedeutsame Unterscheidung von ‚Drinnen‘ und ‚Draußen‘ weiß – nach dem Niedergang des weströmischen Reiches und dem Wegfall der *pax romana* – schon das frühe Mittelalter. Die Stadt ist Zufluchtsort. Burgenartig bewehrt schützt sie vor den von draußen kommenden Gefahren.<sup>8</sup> Die gebaute physische Grenze wird von dem kollektiven Bewusstsein unterstützt, dass die Stadt der Ort der gemeinsam erzeugten und getragenen Kultur ist, während jenseits der Mauern die wilde Natur, die Nicht-Kultur liegt. Bis weit über das Mittelalter hinaus prägt dieser Gegensatz die Erfahrung der Menschen. Zwar sicherten sich die Städte seit dem 13. Jahrhundert allmählich das agrarische Umland, um es in ihrem Sinne urbar zu machen.<sup>9</sup> Danach dauerte es nicht mehr lange, bis das Naturschöne als solches während des Trecento durch Francesco Petrarca literarische Wertschätzung erhielt.<sup>10</sup> Dennoch bleibt die in weiten Teilen noch unbeherrschte Natur bis an die Schwelle der industriellen Revolution und der flächenhaften Explosion der involvierten Städte das unerschlossene und geheimnisvolle Andere. Wer sich gegen diese Gesetzmäßigkeit, gegen das kulturell Geordnete und Gewohnte wendet, muss, wie Christian, der Held in Ludwig Tiecks Märchen „*Der Runenberg*“, an Körper und Geist verwildern und – als maximale Katastrophe – der Zivilisation letztendlich verloren gehen.<sup>11</sup> In den hoch technisierten und telematisierten „Informationsgesellschaften“ der Gegenwart erneuern sich diese (Ur-)Ängste und Erfahrungen in den unzähligen Katastrophenfilmen Hollywoods. Ungebändigte, bisweilen vom Menschen entfesselte Naturgewalten werden auf



anderen) in Kauf genommen.<sup>72</sup> Zynisch daran ist, dass sich das kapitalistische Credo, dass man für eine Masse (an Menschen) aufgrund hoher Stückzahlen billig produzieren kann, spätestens im chinesischen (spätkommunistischen) Kontext in die inhumane Absurdität wendet: Die Masse an Menschen ist billig; sie ist aufgrund des nahezu unbegrenzten Nachschubs im Grunde beliebig verbrauchbar.

Stellt man diesen Tatsachen den (gescheiterten) politischen und gesellschaftlichen Anspruch der Klassischen Moderne gegenüber, dann staunt man, wie sich der ethische Impetus (und auch sein Pathos) innerhalb einiger Jahrzehnte in sein Gegenteil verkehren bzw. wie er einfach aus der offiziellen Diskussion mehr oder weniger verschwinden konnte. Dabei kokettieren einige der virulenten Theorien bisweilen noch mit Überresten ethischen Denkens der Vergangenheit. Man beachte beispielsweise Peter Eisenmans Forderung nach einer Demokratisierung der Planung oder aber die wenigstens indirekte Hoffnung einer Sinnstiftung durch chaos- bzw. katastrophentheoretische Umcodierungen. Die absolute Dominanz (spät-)kapitalistischer Welt- bzw. Marktdeutung hat jedoch vergessen lassen, dass der *homo oeconomicus* erst als *homo ethicus* zu dem wird, was sein *ganzes* In-der-Welt-Sein ausmacht – und zwar als persönliche und sympathetische Relation zu anderen Individuen und Gemeinschaften. Dieses innige Verhältnis – aus dem wir lediglich in Extremsituationen (Einsiedelei<sup>73</sup>) auszuschneiden vermögen – sowie die *allen* gemeinsame physische Welt zeigt in immer größerem Maße, dass nicht nur von einem kapitalistischen sondern auch von einem klimatischen, ökologischen und humanen Weltinnenraum auszugehen ist. Die Katastrophe der anderen wird – unter den gegenwärtigen Bedingungen der Beschleunigung der Verkehrsmittel sowie durch globale Vernutzungsaspekte wie Erderwärmung, Luft-, Wasserverschmutzung und nukleare Kontamination – immer mehr zu der eigenen.

Um sich an dieser Stelle nicht dem Vorwurf der Naivität auszusetzen – und da platonische Argumente in den spätkapitalistischen Gesellschaften jeden öffentlichen Wert verloren haben (während man für den Rest an bewahrter Privatheit noch Begriffe wie Liebe, Achtung und Verantwortung geltend macht) –, muss utilitaristisch argumentiert werden: Im Weltinnenraum der Geschehnisse ist es nur eine Frage der Zeit, bis die Katastrophe den/die anderen transzendiert und die noch nicht Betroffenen (physisch und ökonomisch) erreicht. Sowohl das Ausblenden dieser Realitäten als auch deren Überblendung (bzw. Überbelichtung<sup>74</sup>) durch eine Steigerung der Dimensionen und Geschwindigkeit von Planung und Bauen<sup>75</sup> verlegt diese Tatsache lediglich auf ein nicht zu umgehendes Nachher.

So sehr diese Argumente von allgemeiner politischer und ökonomischer Relevanz sind, so unmittelbar betreffen sie den Arbeitsalltag der Architekten und Planer, die durch entwerferische und organisatorische (Vor-)Entscheidungen für die physische Lebensumwelt von Bewohnern und Nutzern sorgen. Eine diesen Tatsachen angemessene Architekturtheorie (gerade, wenn sie durch die Marktmacht ihrer Sprecher zum dominierenden Instrument des fachlichen Diskurses avanciert) muss die potenziellen (unter anderem von der Planung hervorgerufenen) Katastrophen daher als die eigenen verstehen und vorausschauend reflektieren. Dazu allerdings hätte der Ästhetizismus der Argumente einer erneuten kritischen Analyse der Planungsbedingungen zu weichen, so wie das beispielsweise zu Beginn der Klassischen Moderne der Fall war. Bemerkenswerterweise kamen die (ökonomischen) Zeiten dem damaligen Vorhaben keinesfalls entgegen. Die ausgesprochen schlechten wirtschaftlichen Rahmenbedingungen während der Weimarer Republik hätten aus heutiger Sicht alle ethischen Impulse verunmöglichen müssen. Die katastrophalen Erfahrungen der Industriestadt des 19. Jahrhunderts und die tragende Hoffnung auf eine allgemeine Verbesserung der Lebensbedingungen unter anderem durch die Einführung neuer Techniken sowie die Standardisierung aber ließen sich (wenn auch mit etwas Verzug) in der Nachkriegszeit realisieren.

(Dann allerdings mit all den Problemen einer monofunktionalen und vor allem maßstabssprengenden Planung, die – als selbstreferentielle Planerattitüde – bis in die Gegenwart reicht.) Wie erwähnt, ist das hier angeführte Argument – zum großen Bedauern des Autors – utilitaristisch. Jedoch zeigt sich unter der (durchaus egoistischen) Perspektive abzuwendender (humaner, sozialer, ökologischer, technischer) Katastrophen des globalen Weltinnenraums mit großer Klarheit die Verantwortung der Planer, da Gefahren nicht mehr – wie vielleicht ehemals – durch kulturelle Techniken sublimiert werden können. Weniger klar ist allerdings die Art und Weise, wie eine solche Verantwortung übernommen werden kann. In einem ersten Schritt sollte Theorie jedenfalls dazu genutzt werden, die Menschen, die mit ihrem leiblichen Dasein für die Konsequenzen und damit auch Katastrophen des planerischen Handelns einstehen müssen<sup>76</sup>, in das Denken (sowie die Entscheidungsfindung im Sinne einer Eisenmanschen Demokratisierung) miteinzubeziehen. Architektur- und Planungstheorie würde sich auf diese Weise auch um die Unterprivilegierten kümmern, um den Raum für alle offenzuhalten.<sup>77</sup> In diesem Sinne hält Gerhart Böhm die Konzeption eines neuen Humanismus durch das Ernstnehmen der Nutzer<sup>78</sup> – und also deren geistig und physisch gefährdeten Menschseins – für möglich. Dazu würde jedoch gehören, die „Zielgruppen“ nicht auf einen Konsumentenstatus zu reduzieren, wie das im Umfeld der Erlebnisgesellschaften und der gesteigerten Atmosphärenproduktion bislang geschieht. Demokratische Teilhabe – von der doch allenthalben gesprochen wird – beruht auf kritischer Analyse und Information, während die Produktion und Befriedigung der „Gier nach mehr“ lediglich als Anästhetikum der Nutzer *und* der Planer dient<sup>79</sup>, die sich das Wegschauen angesichts eines Lebens mit der Katastrophe (noch) glauben, leisten zu können.

#### Aufrichtigkeit (ein sehr kurzes Schlusswort)

Im „Weltinnenraum“ der nordafrikanischen Stadt Oran, die unter Extrembedingungen der Katastrophe von der Außenwelt abgeschottet wurde, lässt Albert Camus in dem Roman *La peste* ein paar Männer des Nachts zusammenkommen. An ihrem Gespräch sind unter anderem ein Journalist und ein Arzt beteiligt. Der Journalist befand sich zufällig in der Stadt, als die Kommunikations- und Reisewege nach außen gekappt wurden. Er denkt an Flucht, während jenseits der Absperrungen seine Liebe und das Leben warten. Da er von anderswoher kommt, fühlt er sich ohnehin nicht zuständig für den Ort und seine Schicksale. Der Arzt erwidert, dass er Verständnis für den Journalisten habe. Dennoch müsse er ihm sagen, dass es sich nicht um (blinden, unreflektierten) Heroismus handele, wenn man gegen die Pest kämpfe, sondern um die Aufrichtigkeit (*l'honnêteté*)<sup>80</sup>. Auf die Gegenfrage, was das sei, die Aufrichtigkeit, erwidert der Arzt, dass er nicht wisse, was sie im Allgemeinen sei. In seinem Fall jedoch wisse er, dass sie darin bestünde, seine Pflicht zu erfüllen (...) seine Arbeit zu bestellen (...) sein Handwerk zu beherrschen<sup>81</sup>.

MARTIN SEEL

## DER EINE IM RAUM DER VIELEN – VERSUCH ÜBER DIE LANDSCHAFT DER STADT

Die Landschaft der Stadt ist nur eine, aber gewiss nicht irgendeine Form dessen, was in unserer Kultur als Landschaft erfahren und manchmal gepriesen wird. Wenn eine bewohnte oder unbewohnte Zone der Erdoberfläche als Landschaft gepriesen wird, ist meist ein ästhetisches Verhältnis zu Landschaften gegeben. Es ist dieses Verhältnis, dem meine Überlegungen gewidmet sein werden. Auf andere Begriffe des Landschaftlichen, etwa geographische und geologische oder auch strategische, wie sie in der Verkehrsplanung oder bei militärischen Operationen leitend sein können, werde ich in diesem Beitrag nicht eingehen (obwohl ihre Beziehung zu einem ästhetischen Verständnis ein durchaus lohnender Gegenstand der Untersuchung wäre). Das Kennzeichen ästhetischer Landschaft (der Natur, der Stadt sowie ihrer vielen Zwischenbereiche), so werde ich sagen, ist *das Erscheinen eines unüberschaubaren Raums*. Da freilich ästhetische Objekte nahezu aller Art in ihrem Wesen Erscheinungen und somit Ereignisse ihres Erscheinens sind, ist damit noch ziemlich wenig gesagt.<sup>1</sup> Die Eigenart ästhetischer Landschaft muss folglich – wenig überraschend – in dem besonderen *Raumcharakter* ihres Erscheinens gesucht werden, dem – ebenfalls kaum überraschend – ein besonderer *Zeitcharakter* zukommt. Hierüber möchte ich im Folgenden einige Betrachtungen anstellen, die ein allgemeines Verständnis von Landschaft so zu entwerfen versuchen, dass zugleich der Unterschied zwischen Natur- und Stadtlandschaft deutlich wird – und die Stellung des oder der Einzelnen im großen Raum einer von vielen bevölkerten Stadt.

### Grundzüge ästhetischer Landschaft

Der Raum einer Landschaft ist wie fast jeder Raum zusammen mit einer Mannigfaltigkeit von Gegenständen *in* diesem Raum gegeben. Für die Erfahrung eines Raums als Landschaft ist jedoch nicht das phänomenale Gegenüber einzelner oder mehrerer Gegenstände zentral, sondern vielmehr die Erfahrung, was es heißt, mitten unter diesen Gegenständen zu sein: in ihrer Nähe und Ferne, in ihrer beengenden oder befreienden, beredten oder stummen Gegenwartigkeit.

Wer sich dermaßen „mitten unter“ einer Fülle von Erscheinungen befindet, für den gibt es keine Mitte, von der aus sich eine feste Ordnung dieser Erscheinungen ausmachen ließe. Der landschaftliche Raum *umgibt* die Wahrnehmenden, er überformt ihren Standort. Auch sind diese keineswegs bloße Betrachter, die auf einen distanzierenden Über- oder Rundblick aus sind (eine verbreitete Form von Landschaftsblindheit), sondern leibliche Subjekte, die sich als empfängliche und verletzbare Wesen als Teil eines räumlichen Geschehens erfahren.

Landschaften, mit anderen Worten, sind durchaus nichts Statisches. Sie sind es zum einen nicht, weil sich die Betrachter in ihnen bewegen können, wodurch sich die Perspektiven und Ansichten jederzeit ändern. Sie sind es aber zum andern auch nicht, weil *in* ihnen immer Bewegung ist: mindestens des Lichts, meist auch der Luft und der Pflanzen, der Tiere und Menschen sowie der von diesen betriebenen Geräte. Dies ist keineswegs nur ein visuelles, sondern ebenso ein akustisches und olfaktorisches Geschehen, das einer synästhetischen Wahrnehmung zugänglich wird. Die Wahrnehmung von Landschaft ist nicht allein die Erfahrung des Daseins und Sichveränderns vieler Dinge im Raum, sie ist Erfahrung eines *geschehenden Raums*: die Erfahrung, wie es ist, unter und inmitten eines vielgestaltigen Erscheinens räumlicher Gestalten zu sein.

Dieses Geschehen kann sich nur in einem größeren Raum entfalten. Selbst wenn wir in abgeleiteter Bedeutung von einer „Zimmerlandschaft“ sprechen, sprechen wir von Räumen, die etwas größer und weitläufiger als die üblichen sind – und weniger überschaubar als sie. Landschaft ist immer eine Sache der Dimension eines Raums. Ihre Wirklichkeit beginnt da, wo ein Raum in dem Sinn aus seiner Dimension tritt, dass seine Abmessungen von denen, die sich in ihm befin-

### Emotionen und Identifikationen der Bürgerschaft

Mit dem Wort vom „Wutbürger“ wird seit 2010 in den Medien die Überraschung darüber beschrieben, dass heftige Emotionen (Wut), die sich gegen die Entfremdungen im Politikgefüge richten, doch mit erwünschten Tugenden (der Bürger als *citoyen*) einhergehen können. Diese Tugenden seien in Deutschland als individuelle öffentliche Teilhabeformen bisher Mangelware gewesen: „In Deutschland fehlt der *citoyen*, der freie Bürger, der seine Mitte aus sich selbst schöpft, der weder der geborene Gewinner noch der geborene Verlierer ist ... einfach nur Bürger“ (Wolf Lotter).<sup>1</sup>

Diese „Idealbürger“ gehen mit Verantwortung pragmatisch um und haben ein kühles Verhältnis zum System und zum Staat. Sie passen kaum in ein Klassen- und Standesdenken. In Deutschland wird dann gerne ein schnell entzündliches emotionales Verhalten nach dem Muster des Patriotismus und Faschismus des letzten Jahrhunderts unterstellt. Mit Blick auf viele internationale Konflikte und Sezessionsbewegungen – von den Basken bis zu den US-amerikanischen Sekten – sind aber Zweifel erlaubt, ob diese Emotionen besonders deutsch und ein Bestandteil unserer nationalen Mentalität sind. Und gibt es eine solche Dynamik in den Stadtgesellschaften überhaupt?

In den Stadtgesellschaften ist die Erwartung an den „Übervater“ Staat ohnehin geringer, die Bereitschaft und Notwendigkeit, sich den eigenen Angelegenheiten pragmatisch zuzuwenden, größer und das Verhältnis zu identifikationsstiftenden Symbolen keineswegs kühl. Seit Jahrzehnten mobilisiert die Erhaltung von Gebäuden, Hallen, Museen, Rathäusern und Bahnhöfen (Stuttgart 21) den Bürgerwillen und interessiert die nationale Ebene nur, wenn zentrale Akteure (hier: Bahn, Verkehrsplanung und Bundesparteien) in die Aktionen verstrickt sind.

Die bundesweite Debatte um Bürger- und Zivilgesellschaft betont die Bedeutung der lokalen Ebene, hat aber den „Stadtbürger“ noch zu wenig als ein handelndes Subjekt wahrgenommen, das Emotionen aller Art in höchst vielfältiger Weise mobilisiert (etwa bei Nachbarschaftshilfe in Katastrophenfällen, als Stifter oder in scharfer Abgrenzung bei ethnisch-sozialen Stadtraumkonflikten). Hier formen sich Einstellungs- und Verhaltensmuster, die – anders als bei Tarifstreiks oder Anti-Atom-Bewegungen – nicht auf einen einzelnen thematischen Anlass reagieren, sondern auf eine historisch gewachsene Konstellation. Diese Gesamtkonstellation besteht sowohl aus nachbarschaftlichen Faktoren, dem jeweiligen Führungsstil (für den oft die regionale Gemeindeordnung steht), Governance-Normen des politischen Führens und Verhandelns und der Vielfalt und Zusammengehörigkeit der jeweiligen Milieus. Innerhalb solcher „Vierecke“ entwickeln sich die besonderen Engagementtypen je nach Region, Stadtgröße und jeweiliger Themenlage.<sup>2</sup> So formen sich Typen wie das hanseatische Stifterengagement, der Düsseldorfer Karneval oder die schwäbische Nachbarschaftshilfe.

Wut, Parteilichkeit und Mitgefühl gehören zum *homo urbanus*. Engagement in der Stadtgesellschaft ist ihrem Wesen nach mit Gefühlen und Identifikationen, mit Ärger oder Enttäuschung verknüpft, es positioniert den Bürger in Nähe oder Distanz zu „seiner Stadt“.

### Entstehungsgrundlagen von Bürgerengagement und Beteiligung

In der Stadtgesellschaft verschieben sich die vielfältigen sozialen Milieus ständig, sie grenzen sich neu ab (so etwa das Phänomen „Wohnen nach Adresse“ in abgegrenzten Stadtteilen; milieuspezifische Kultur- und Konsumangebote) und erproben neue Mischungen, wie die allseits umworbenen „kreativen Milieus“ (nach Richard Florida).<sup>3</sup>

In der soziologischen Klassifizierung der sogenannten Sinus- oder Sigma-Milieus<sup>4</sup> werden jeweils etwa zehn markante Lebensstilgruppen voneinander unterscheiden: Die Angehörigen dieser kreativen Milieus werden „Experimentalisten“, „Postmaterielle“ oder „Hedonisten“ genannt,

weil sie neue Lebens-, Wohn- und Arbeitsformen in realen Infrastrukturfragmenten der Stadlandschaft erproben und den *Lifestyle* zelebrieren. Darauf reagieren wiederum alle anderen Gruppen, deren jeweiliges Profil – zum Beispiel als „Traditionelle“ oder „Etablierte“ – dann umso schärfer hervortritt.

An diesen Sollbruchstellen der Stadtgesellschaft entsteht das Bürgerengagement und das Handeln im öffentlichen Raum, das gleichermaßen dazu dient, die Bruchstellen zu überbrücken („Lesepaten, die etwas für die Bildung tun“) oder aber den Gruppenzusammenhalt (in Lobby-, Beirats-, Interessensstrukturen) zu verstärken und eigene Besitzstandsinteressen zu vertreten. Anhand welcher Themen und nach welchen Spielregeln dies geschieht, kann sich von Stadt zu Stadt unterscheiden und ist schwer greifbar. Martina Löw analysiert dies als „Seele“ der Stadt<sup>5</sup> und legt diese „Seele“ als die Messlatte für den Erfolg jeder Marketingstrategie an: Ist sie authentisch im Sinne der Übereinstimmung zwischen realen lokalen Arrangements und globalen internationalen Trends?

Kommunalpolitik hat es nicht mit „neuen“ Wutbürgern zu tun, sondern mit lebendigen Menschen unterschiedlicher stadtgesellschaftlicher Milieus, in denen die Bürger temporär, pragmatisch und emotional handeln. *Neu* ist die Existenz unterschiedlicher Milieugruppen, die in der Öffentlichkeit agieren. Je mobiler und globaler die Gesellschaft insgesamt wird und je mehr der Dienstleistungscharakter der öffentlichen Verwaltung betont wird, desto forscher und willkürlicher treten die Bürger auf, desto weniger scheren sie sich um die lokale soziale Kontrolle. Hier prallen somit ein stadtgesellschaftliches (lokales, konkretes, „drängendes“, aber letztlich auf Ausgleich angelegtes) und ein gesamtgesellschaftliches („grundsätzliches“, auf Durchsetzung und Zuspitzung angelegtes) Engagement aufeinander. Unverändert ist aber das Bedürfnis, sich mit der Stadt, der eigenen Stadt identifizieren zu wollen. Die Performanz des eigenen Lebensstils, die Durchsetzung eigener Milieui Interessen wird zunehmend wichtiger – das kann zwischen „lokal“ und „grundsätzlich“ variieren, wenn es etwa um ökologische Lebensformen oder um andersartige, „queere“ Beziehungsvorstellungen geht. Örtliche Vereine, die etwa das konservative oder traditionelle Arbeitermilieu verkörpern, werden schwächer und suchen ähnlich wie die modernen jungen Milieus den Schulterchluss: im überregionalen und medialen Verbund oder in den jeweiligen Konsumweisen.

Das Ringen dieser Gruppen um Meinungsführerschaft und Themenhoheit macht das heutige virtuelle „Marktplatzgeschehen“ der Städte aus. Die Funktion der realen Marktplätze reduziert sich auf den Warentausch, die virtuellen Marktplätze sind dagegen die Medien, das Internet und die Veranstaltungszirkel.

In ihrer Suche nach „Alleinstellungsmerkmalen“ ihrer Städte im kommunalen Standortwettbewerb versuchen die Stadtverwaltungen, diese Führerschaft zu beeinflussen. Das bekannteste Beispiel ist vermutlich die Berliner Kampagne „be berlin“, die sich moderner Milieus bedient, aber die „Berliner Schnauze“ meint.

### Bürgerbeteiligung als ganzheitliche Teilhabe

Unter Berücksichtigung dieser Entwicklungen des stadtgesellschaftlichen Engagements erhält Bürgerbeteiligung eine erweiterte Bedeutung: Sie ist zwar *auch* die Anhörung der Bürger, die ihre Anspruchsrechte über ihren Wohnort, ihren Besitz oder ihre Dienstleistungsnutzung wahrnehmen und die Chance ergreifen, an der *good governance* durch aktive Teilhabe, Mitbestimmung, Ausübung des Wahlrechtes etc. mitzuwirken (so in der Diskussion über Bürgerbegehren oder das Mindestalter für das aktive und passive Wahlrecht), sie wird jedoch zunehmend eine Verlängerung des vermeintlich Privaten in das Öffentliche, eine Einmischung in die Lebensstile und die Lebensstilgruppen – eine Einwirkung zugunsten dessen, was die jeweiligen Gruppen

allesamt Methoden sind, die durch das Zufalls- oder Neutralitätsprinzip die Interessengebundenheit der Einzelnen und die Emotionalität der Betroffenen mildern wollen. Wichtiger wäre nicht der emotionale Spannungsabbau, sondern der *Aufbau*, eine „Architektur“ sich gegenseitig kontrollierender Emotionen und Interessen. Bürgerbeteiligung ist selten deshalb unbefriedigend, weil sich zwei Seiten im Konflikt gegenüberstehen, sondern weil sie nicht auf Augenhöhe streiten und sich nicht im Spiegel Dritter und Vierter erleben können.

Der Vorteil klassischer Tarifkonflikte und ihrer Schlichterverfahren ist – ebenso wie bei Wettkampfsportarten – eine festgelegte Konfliktkultur (Spielregeln, Schiedsrichter etc.). Wenn diese Erfahrungen nun für Bürgerbeteiligungen übernommen werden, verzerrt das die reale Interessenlage: Bürger streiten mit ihren Stadtverwaltungen letztlich stellvertretend für andere Gruppen, die die Verwaltung – vielleicht – stärker im Blick hat.

Zu entwickelteren Bürgerbeteiligungsformen gehört die Transparenz und Performanz der Interessengruppen: Es muss deutlich werden, dass es um gesellschaftliche Interessen und Gerechtigkeitsfragen geht – hinter jeder Straße stehen Autofahrer, hinter jeder Flächenentscheidung Investoren etc. Schlichter, die wie im Falle von Stuttgart 21 nur anhand der Verwaltungsvorlage den Kompromiss basteln, führen die wirklichen Akteure nicht zusammen. Dies reicht für eine Stadtentwicklung, die zu neuen Formen der Bürgerbeteiligung und zur Weiterentwicklung der lokalen Demokratie durch koproductive Engagementformen kommen will, nicht aus.

Das Ziel kann nicht „Es herrscht wieder Ruhe in der Stadt“ heißen, sondern es geht darum, dass ein lebendiges Klima, eine Kultur der Anreicherung, Anstiftung und, im Zweifelsfall, eine Kultur der direkten Auseinandersetzung der betroffenen Akteure erreicht wird – das macht die Zivilgesellschaft aus. Zu einer solchen Bürgerbeteiligung gehört auch die Mobilisierung im Vorfeld – also nicht die Frage, wie man aus Betroffenen Beteiligte machen muss („Wer muss angehört werden?“), sondern die Frage, wie man viele Menschen zu Beteiligten machen kann, die *in einem frühen Stadium* für Interessenausgleich sorgen.

### Nachhaltigkeit und Zeitachsen in der Bürgerbeteiligung

Dass die Lebenswegorientierung moderner Staatsbürger heute so viel Unberechenbarkeit und Flexibilität aufweist, ist zum einen der Grund dafür, dass heutige Nichtbetroffenheit schon morgen Betroffenheit heißen kann oder umgekehrt. Zum anderen werden heute durch (stadt-)bürgerschaftliche Mobilisierung mehr Gruppen und Schichten erreicht als bei der klassischen Beteiligung, die extrem sozial selektiv wirkt(e). Städtische Strategien für Großprojekte und Events (von der Kulturhauptstadt bis zur Konversion) haben eine Bürgerbeteiligung zu organisieren, die sich in Bürger hineindenkt, die sozusagen die möglichen differierten Mobilisierungslagen vorwegnimmt, die den möglichen Interessenlagen durch Einfühlung in die jeweiligen Nöte eine Gestalt verleiht, die die Ziele der Gesamtmaßnahme (nicht deren Legitimierung) so plastisch und konkret wie möglich schildert und die konkrete Koproduktions- bzw. Mitmachgelegenheiten für alle aufbaut. Nachhaltige Bürgerbeteiligung denkt über die realen Bürger hinaus sowohl an frühere (jedes Projekt hat „eine historische Seele“) als auch an künftige Generationen.

Die klassische Kompetenz der planenden Stadtverwaltungen ist gegenwartsbezogen, fachlich, *konfigurativ*. Die Verwaltung macht gegenwartsbezogen deutlich, was passiert, wenn an dieser oder jener Stelle nichts passiert bzw. was mit wem passiert, wenn etwas passiert: Folgen, Wechselwirkungen, Verpflichtungen usw. in der Stadtentwicklung.

*Postfigurative* Kompetenzen können zusätzlich vor allem unter Einbeziehung von Stadtgeschichte(n) der Bürgerschaft gut und plausibel erklären, warum etwas so gekommen ist und nun der Entscheidung bedarf.

*Präfigurative* Kompetenzen sind aber heute wichtiger denn je und sollten in Stadtverwaltungen

erprobt werden. Sie beschreiben die Fähigkeit, Zukunftsentwürfe plastisch, realistisch und entscheidbar zu machen: Was wird mit der Stadt und ihrer Stadtgesellschaft werden? Was könnten folgende Weichenstellungen in der Energie-, Verkehrs- oder Sozialpolitik bedeuten? In der Regel zielen solche Debatten stark auf präventive und mobilisierende Maßnahmen wie etwa in Fragen der Bildung, der Gesundheit oder der Integration, und (allseits bekannt) in Sachen Klimaschutz. Solche Debatten neigen dazu, viel zu moralisch und abstrakt geführt zu werden. Letztlich sind sie aber an den auf die jeweiligen Lebenslagen bezogenen Sorgen der Bürgerschaft näher dran als viele klassische Beteiligungsverfahren, die allzu oft besitzstands- und interessenwährend sind. Präfigurative Strategien knüpfen an die Sehnsüchte der Menschen an. Worin besteht dabei die Bürgerbeteiligung?

### Bürgerbeteiligung hat ihren Ort und ihre Zeit

Die Auseinandersetzung über die Zukunft der Bürgerbeteiligung erfordert eine Betrachtung der Geschichte der Bürgerbewegungen selbst; dies kann einen emotionalen Schub auslösen und zu kollektiven Lernprozessen für mehr Mut im öffentlichen Verhalten beitragen. Dabei geht es weniger um die Effizienz als um Erfahrungen der Teilhabe, Einmischung und Methodensicherheit – beginnend bei Demonstrationserfahrungen. Die Geschichte vieler Etappen der Bürgerbewegungen wie zum Beispiel der Anti-Atom-Bewegung lehrt, dass es meist sieben wichtige Indikatoren dieser Bewegungen gibt:

1. Sie verschaffen sich Gehör, führen den Protest aus einer Minderheitsposition – und um sich selbst zu positionieren;
2. sie werden wahrgenommen und regen zu alternativen Ansätzen und zu wissenschaftlichen Betrachtungen an;
3. sie beeinflussen die Lebenswelt und den Lebensstil der Aktivisten (zum Beispiel der „Ökos“) und prägen das Konsumverhalten;
4. sie überwinden die Milieugrenzen, lassen die Meinungsghettos und Gruppeninseln hinter sich;
5. sie „docken“ an die Macht durch Einwirkungsmöglichkeiten auf Gesetze, Haushalte, Medien, Ämter an;
6. sie üben eine unmittelbare Wirkung auf ökonomische Strukturen und Prozesse/Märkte aus;
7. sie erkämpfen einen (durch rechtsstaatliche Prozeduren und freie Medien gesicherten) demokratischen Rechtsstatus.

Diese Indikatoren können, wenn sie nach einem solchen Muster durchlaufen werden, die Wirksamkeit einer Bürgerbewegung begründen.

Auch die Entwicklung der Bürgerbeteiligung kennt ihre historischen Protestdaten: wie etwa die Menschenketten der Friedensbewegung der 1980er Jahre oder den Umbruch in der DDR. Sie kennt auch die „Ausweichmanöver“, wie die Konzepte der Bürgerarbeit, die Freiwilligenagenturen, die Agenda-21-Prozesse oder die Bundestagsenquete zum Bürgerengagement, die das Thema vorangebracht, aber auch befriedet und instrumentalisiert haben. Diese Entwicklung kennt alle Elemente im Lebensalltag und ihre Verbreitung in die Firmen hinein, die sich aus einer typischen mittelständischen Engführung ergeben hat. Die Bürgerbeteiligung ist auf der Machtebene (so der Indikator 5) angekommen, in Form zahlreicher Stabsstellen auf kommunaler und Landesebene ebenso wie in den Forderungen der Wahlprogramme. Schließlich sind viele kommunale Dienstleistungen inzwischen mit „Bürgerkapital“ erstellt oder gesichert worden. Dies alles rechtfertigt die Behauptung, dass aus der Debatte um neues Bürgerengagement eine regelrechte Bewegung geworden ist, die ihrerseits die formalen Formen der Bürgerbeteiligung

ADRIENNE GOEHLER

## FREIHEIT GLEICHHEIT GRUNDEINKOMMEN

79

FREIHEIT GLEICHHEIT GRUNDEINKOMMEN

Wir leben in einer Zeit des umfassenden gesellschaftlichen Übergangs, in einer Zeit des *nicht mehr und noch nicht*. Die Hoffnung auf „mehr, besser, schneller“ ist nicht mehr. Eine Rückkehr zu Zeiten der Vollbeschäftigung wird es in den Hochpreisländern *nicht mehr* geben, der Sozialstaat, wie wir ihn noch kennen, ist längst an seine Grenzen gestoßen und trägt nicht mehr über die neuen Ungewissheiten der Gegenwart. Aber noch sind die Umriss einer kulturell definierten Gesellschaft nicht genug ins öffentliche Bewusstsein gedrungen. Noch halten wir aus Angst vor der ungewissen Zukunft an der bekannten Vergangenheit und ihren Lösungsansätzen fest, obwohl zugespitzt gilt, was schon Albert Einstein feststellte, dass wir können die Probleme nicht mit demselben Denken lösen, das sie hervorgebracht hat.

Wir leben in Zwischenzeiten: Wir werden nicht mehr genügend vom „Vater“, vom Staat versorgt und können *noch nicht* andere – eigene – Wege beschreiten, weil uns *noch* die Voraussetzungen für soziale Konstruktionen fehlen, die Hybride zwischen Fürsorge und Selbstorganisation erzeugen könnten.

Wir leben mitten in einer Phase der „heraufziehenden Spaltungen der Weltbevölkerung in globalisierte Reiche und lokalisierte Arme“ (Zygmunt Bauman). Jene überwinden den Raum und haben keine Zeit, diese sind an den Raum gefesselt und müssen ihre Zeit, mit der sie nichts anfangen können, totschiagen.

Obwohl Deutschland nach wie vor zu den reichsten Ländern der Erde zählt und wir historisch gesehen noch nie so reich wie heute waren, will es nur schwer gelingen, die MerkelbürgerInnen zu finden, denen es so prächtig geht. Denn anders als bei früheren Krisen zieht sich das Gefühl der existenziellen Verunsicherung durch fast alle gesellschaftlichen Schichten und Generationen. Die „flüssige Moderne“ (Zygmunt Bauman) vergibt keine angestammten Plätze mehr; dadurch verändern sich Leben und Arbeit derzeit radikal, mithin auch alle Gewissheiten.

Wir sind daher aufgefordert, neue Modelle zu finden und zu erfinden, die einen gesellschaftlichen Mehrwert erzeugen, die Verbindungen und Kooperationen zwischen den noch voneinander abgegrenzten gesellschaftlichen Bereichen suchen und Mischformen generieren, die aus unterschiedlichen Denk- und Lebenswelten kommen.

Das bedingungslose Grundeinkommen ist mir die derzeit plausibelste Vision, die sich der diffusen, lähmenden Angst, der Ohnmacht, die ein würdeloses Leben unterhalb des Existenzminimums auslöst, entgegenstellt. Das würde die gesamte Gesellschaft spüren. Es würde zwar den Unterschied zwischen Arm und Reich nicht gänzlich aufheben. Doch wer nicht um seine eigene Existenz fürchten muss, wer sein Grundauskommen hat, kann in allem großzügiger und gelassener sein, mit sich und den anderen.

Es könnte die Kreativität entfesseln, die wir auf allen Ebenen brauchen, weil die von Menschen gemachten Natur-, Finanz- und Technikkatastrophen mit den herkömmlichen Methoden nicht mehr zu bewältigen sind. Der Reichtum, den wir in der Gesellschaft an Wissen und Vermögen haben, könnte endlich genutzt werden, wenn die, die fortwährend Ideen produzieren, in den Wissenschaften und Künsten oder den NGOs, dies nicht unterhalb des Existenzminimums tun müssten.

Jede Veränderung muss erst einmal gedacht werden. Wie bei jeder großen Veränderung ging den mutigen Taten ein mutiges Denken voraus. Jede Revolution braucht einige, die sie denken können.

Einige Gründe für das Grundeinkommen:

- Allen Menschen ist gemeinsam, dass sie nicht gefragt wurden, ob sie auf der Welt sein wollen, das haben andere für sie entschieden, daher hat die Gemeinschaft auch die Aufgabe, zu einem menschenwürdigen Leben aller beizutragen.

Ein bedingungsloses Grundeinkommen belohnt keine Leistung, sondern ermöglicht sie erst. Das müssen wir denken lernen. Denn beigebracht wurde uns das Gegenteil. Hierzu passend findet sich auf einer der zig Seiten in Facebook der Eintrag eines Max Roth: „Was ich tun würde, wenn ich finanziell unabhängig wäre? Ich könnte ENDLICH ANFANGEN ZU ARBEITEN!“

### Wer macht den Dreck weg?

Neben der notorischen Vermutung, dass niemand mehr arbeiten würde, wenn er nicht müsste, taucht in Veranstaltungen regelmäßig eine Frage auf: Und wer soll dann eigentlich unseren Dreck wegmachen? Wer führt dann die ganzen ungeliebten Arbeiten aus?

Dabei zielt diese beunruhigte Frage selten auf die katastrophal bezahlte Arbeit von Frauen in den anstrengenden Pflegeberufen oder in Großküchen und Wäschereien. Die Frage gilt primär dem Müllmann. Jener stolzen Berufsgruppe also, die angemessen bezahlt wird, selbstbewusst ist und gelegentlich mit Streiks auf ihre Notwendigkeit aufmerksam macht.

Diesen Vorwand gegen das Grundeinkommen kann man also schnell entkräften. Für die Aufgaben der miserabel bezahlten Pflegearbeiten von Frauen wie für die schon heute gut bezahlten Müllmannaufgaben gilt: Es gibt drei Möglichkeiten, mit ungeliebten Arbeiten umzugehen: sie besser bezahlen, sie selber machen, sie automatisieren. Letzteres ist bei der Müllabfuhr im ländlichen Raum schon weitgehend der Fall; da sitzt nur noch ein Fahrer auf dem Wagen, warm und trocken, der Rest wird von einem Greifarm erledigt.

### Das Grundeinkommen erhöht die Freiheit, „Nein“ zu sagen

Auftrag- und Arbeitgeber müssten also durchaus damit rechnen, dass FreiberuflerInnen und Angestellte selbstbewusster werden, wenn sie wissen, dass eine Kündigung oder der Verlust eines Auftrags sie nicht an den Rand der Existenz führen. Das Grundeinkommen würde die Freiheit vergrößern, gerade zu sinnleerer und schlecht bezahlter Arbeit „Nein“ zu sagen.

Als Konsequenz lassen sich jede Menge Unternehmen vorstellen, die künftig um Arbeitskräfte bangen müssten; etwa Subsubunternehmen, die derzeit allein Billigstarbeitskräfte beschäftigen – Callcenter, Reinigungsunternehmen, Gastronomie- und Baubetriebe. Sie würden besser bezahlen müssen oder untergehen, was man gesamtgesellschaftlich wohl kaum als großen Verlust verbuchen müsste.

### Das gespaltene Menschenbild

Die Frage des Menschenbildes ist entscheidend. Gehen wir davon aus, dass Menschen, wenn sie nicht in einem Korsett von Fördern und Fordern steckten oder wenn sie nicht unter Existenzangst litten, noch arbeiten würden oder gehen wir davon aus, dass sie sich dann in der sozialen Hängematte ihr Kreuz verrenken würden? Regelmäßig werden wir auf die Frage „Was würden Sie tun, wenn für Ihr Einkommen gesorgt ist?“ mit der unumstößlichen Überzeugung konfrontiert, dass sie/er persönlich selbstverständlich weiterarbeiten würde, sogar dann endlich sinnstiftend, aber die anderen doch nicht!

Die Zeitschrift *brand eins* belegte diese Spaltung per Umfrage:

„Anteil der Menschen, die versicherten, auch mit einem bedingungslosen Grundeinkommen arbeiten zu gehen: neunzig Prozent. Anteil der Menschen, die glauben, andere würden durch ein bedingungsloses Grundeinkommen aufhören zu arbeiten: achtzig Prozent.“

Unter denjenigen, die uns darüber Auskunft gaben, was sich denn in ihrem Leben durch Grundeinkommen ändern würde, wollten die abhängig Beschäftigten mehrheitlich entweder das, was sie jetzt tun, für eine ganz andere – freiere – Arbeit aufgeben, oder aber nur die Hälfte, höchstens zwei Drittel der Zeit in der alten Tätigkeit arbeiten. Und fast alle hielten das für eine

gute Möglichkeit, die weniger werdende Arbeit auf mehr Menschen zu verteilen.

Ich gehe davon aus: Die allermeisten Menschen würden weiterhin arbeiten, aber eben möglicherweise in grundsätzlich anderen, neuen Formen und Zeitmengen, sich also nicht mehr über Ihren Einkommensplatz definieren. Denn wie wir wissen, arbeiten Menschen nicht nur des Geldes wegen. Geld ist nicht die einzige Währung für Arbeit: Es geht immer auch um soziale Begegnungen, um Respekt, Anerkennung, Status und darum, seinem Leben eine Struktur und einen Sinn zu verleihen. Grundeinkommen ermöglicht WÜRDE!

Weiterhin gehe ich davon aus, dass Menschen Resonanzwesen sind, die durch ihr Tun Wirkung erzielen wollen; sie wollen nützlich sein, geliebt und gebraucht werden und gestalten. Das alles schafft man durch bloßes Nichtstun nicht. Und: „Wirklich sozial wird eine veränderte und sich verändernde Gesellschaft erst, wenn die Menschen nicht bedarfsbemessen werden, sondern sie selbst die Bedingungen herstellen können, ihren je möglichen, eigenen, aktiven Beitrag darin leisten zu können. Das könnten wir dann Kultargesellschaft nennen.“<sup>41</sup>

Eine Kultugesellschaft definiert sich nicht mehr in erster Linie über Lohnarbeit bzw. die zunehmende Abwesenheit derselben. Sie erkundigt sich nach dem Vermögen jedes und jeder Einzelnen, das mehr umfasst als seine Arbeitskraft und seinen Marktwert. In einer Kultugesellschaft müsste es darum gehen, aus einer sozialen Arbeit, die Ungerechtigkeiten notdürftig ausgleicht, eine solche zu machen, die Gesellschaft gestaltet: mit Selbstverantwortung, Vertrauen, Hingabe, Eigeninitiative, Experimentieren, Ausprobieren, Verwerfen.

Ein Grundeinkommen ermöglicht einen freien Blick auf den Anderen, der nicht mehr in erster Linie als Konkurrent um das knappe Gut *dauerhafter Arbeitsplatz* gesehen wird, sondern mit dem man teilen könnte. Das bedingungslose Grundeinkommen ersetzt keine Arbeitsplätze, aber es ermöglicht sie.

Und wie die immensen Erfolge der Mikrokredite stellt das bedingungslose Grundeinkommen nicht nur die Methoden herkömmlicher Entwicklungspolitik in Frage, sondern auch die Methoden der Geldvergabe an Personen ohne Einkommenssicherheit hierzulande, ob von Arbeitsagenturen oder von Geldinstituten.

### Deshalb:

Das Grundeinkommen weltweit eingeführt, so eine starke These, die ich teile, würde verhindern, dass Menschen wegen Hunger und Hoffnungslosigkeit aus ihrer Heimat fliehen müssen, weil sie in ihren jeweiligen Ländern ein Grundauskommen hätten; gewissermaßen Amboss, Hammer und Eisen, um ihre Geschicke selbst in die Hand zu nehmen. Gewiss gehört zum Lebenswerten mehr als nur die Existenzsicherung, ersetzt ein Grundeinkommen keine Bildung und eine funktionierende Demokratie, wovon wir in aller Eindringlichkeit gerade Zeuge in den arabischen Ländern werden, aber es wäre ein Fundament, auf dem ein würdiges und freies Leben aufgebaut werden könnte.

Das bedingungslose Grundeinkommen würde Arbeit und Leben anders gestaltbar machen, würde das Verhältnis zwischen den Geschlechtern, zwischen Kindern und (ihren) Eltern verändern, und die Individuen und ihre Fähigkeiten dem Staat gegenüber stärken. Es würde eine andere "Entwicklungspolitik" ermöglichen, wenn die Bevölkerung direkt an Entwicklungshilfe partizipiert, statt dass Diktatoren, Despoten, Warlords die Gelder für den privaten Luxus horten. Und, neben der Ermächtigung zur Selbstermächtigung und neben dem Möglichkeitsraum, der das Grundeinkommen bedeutet, würde es erheblich zur Entschleunigung beitragen. Das sind die unabdingbaren Voraussetzungen für Nachhaltigkeit!

Wo Hoffnung durch ein Grundeinkommen einzieht, öffnet sich der Horizont für die Gestaltung von Gesellschaft.

Heilsversprechen der kulturellen Bewegungen um 1900 zu lösen – und wenn es ihnen gelingt, auch im Nachhaltigkeitskonzept nicht das erlösende „Gute“ zu sehen, dass zu Beginn der „organisierten Moderne“ in den „vollkommenen Gegenstand“ projiziert wurde<sup>22</sup>. Die auch vom Werkbund lange gehegte Vorstellung, die Übel der Welt aus einem Punkt zu beheben<sup>23</sup>, muss wohl aufgegeben werden.

### „Gebrauch – Verbrauch“ als Systemproblem

Ein zweiter bedeutungsvoller Versuch, das Gebrauchs-Verbrauchs-Problem zu lösen, liegt im systemischen Ansatz von Nachhaltigkeit, wie sie seit Beginn der 1980er Jahre zum Beispiel im Brundtland-Bericht programmatisch konzipiert wird<sup>24</sup>. Der Gedanke ist schlagend einfach und im ersten Augenblick überzeugend. Der Verbrauch einzelner Dinge, seien es Artefakte, seien es Naturressourcen, ist dann zulässig und unproblematisch, wenn sich dieser Verbrauch als Gebrauch des Zusammenhanges, des Systems darstellt, dem der einzelne Gegenstand entstammt. Da der Begriff der Nachhaltigkeit aus der Forstwirtschaft übernommen wurde, ist ein Beispiel aus diesem Bereich nahe liegend: Der Verbrauch eines einzelnen Baumes zum Beispiel zur Produktion eines Möbels ist dann zulässiger Gebrauch, wenn in der Produktions- und Lebenszeit, also in der Verbrauchszeit des einzelnen Gegenstands „Baum“, der Wald, aus dem der Baum stammt, die Lücke wieder schließt, wenn also das System „Wald“ nicht beeinträchtigt, wenn es nur gebraucht und nicht verbraucht wird, seine Eigenschaft als sich selbst erneuerndes System erhalten bleibt. Der zerstörerische Verbrauch von Teilen, von einzelnen Bäumen, wird durch den erhaltenden Gebrauch eines Ganzen des Waldes neutralisiert.<sup>25</sup>

Es ist nun offensichtlich, dass dieses Nachhaltigkeitskonzept von der Abgrenzbarkeit der jeweiligen Bezugssysteme oder „Ganzheiten“ abhängt, die nur gebraucht und nicht verbraucht werden dürfen. Für frühmoderne Ökonomien, die sich auf die Bewirtschaftung von Garten, Acker und Wald, ergänzt um regional eingebundene Manufakturen stützten, mag das als Möglichkeit plausibel gewesen sein. Es schienen tatsächlich abgrenzbare Einheiten definierbar, die Erträge abwarfen, die aber selbst intakt gehalten werden mussten, um dauerhaft eben diese Erträge abwerfen zu können. Unter Bedingungen von Globalisierung und Hochindustrialisierung jedoch verliert dieses Nachhaltigkeitsprinzip zwar nicht seine Logik oder Berechtigung, wohl aber seine Praktikabilität. Weder zeitlich noch räumlich können die notwendigen Abgrenzungen der Systeme, die trotz Verbrauchs einzelner Teile oder einzelner Erträge nur gebraucht werden sollen, handlungsrelevant fixiert werden. Immer tendiert das System, dessen Bestand gesichert und nur „gebraucht“, aber nicht „verbraucht“ werden darf, zur Globalität.

Eines der zentralen Verbrauchsprobleme der Gegenwart, der Verbrauch an Energie, macht das unmittelbar deutlich. Fossile Energieträger können von vornherein der Nachhaltigkeitsforderung nicht genügen, da sie sich, über Jahrtausende aufgebaut niemals in der Geschwindigkeit regenerieren können, in der sie verbraucht werden. Äußerstenfalls die Folgen ihres Verbrauchs, also der Verbrauch an Sauerstoff oder die Produktion von Kohlendioxid, könnte unter dem Kriterium der Nachhaltigkeit gesehen werden, dies aber nicht in abgrenzbaren Teilräumen, sondern nur in Bezug auf den Globus als Ganzes. Sauerstoff und Kohlendioxid verteilen sich mehr oder weniger gleichmäßig über die gesamte Erdoberfläche, entsprechend auch ihre Belastungen, gleichgültig wo die Schwerpunkte des Verbrauchs liegen. Was bei diesen Nebenfolgen des Verbrauchs an fossilen Energieträgern offensichtlich ist, gilt aber genau so für nur scheinbar lokale Vorgänge. Die Folgen zum Beispiel des Einsatzes von genmanipulierten Nahrungsmitteln lassen sich territorial weder durch Bezug auf nationale Grenzen noch durch Definition von Ökosystemen auf Teilräume festlegen. Blütenstaub ent-

sprechender Pflanzen kann durch Wind oder Insekten in undefinierbare Räume getragen werden.<sup>26</sup> Dasselbe gilt für die Unbegrenzbarkeit zeitlicher Ausdehnung von Verbrauchsfolgen. Moderne Verkehrsanlagen wie simple Autobahnen lassen sich durch geltende und anerkannte Sicherheitsanforderungen an diese Bauwerke nie mehr beseitigen. Immer würden zumindest ungeheure Mengen von Abbruchmaterialien zeitlich unbegrenzt übrig bleiben, von solchen Endlosfolgen wie dem Atommüll ganz zu schweigen. Zeiträume von einer Million Jahre, über die derzeitig entstehender Atommüll radioaktiv und damit gefährlich und lebensbedrohend bleibt, stellen eine offensichtlich nicht mehr überschaubare zeitliche Folgentengrenzung dar, die jedem Nachhaltigkeitsprinzip widerspricht.

Damit entstehen typische Verhaltensformen Einzelner, seien dies einzelne Verbraucher, bestimmte Gruppen oder gar ganze Staaten: ein räumliches und zeitliches „Distancing“, eine Distanzierung von den Folgen eigenen Tuns<sup>27</sup>. Wenn Folgen eigenen Verbrauchs „irgendwo“ und „irgendwann“ relevant werden, ohne dass dies „irgend“ bestimmt werden kann, verlieren die Folgen ihre Handlungsrelevanz für den Einzelnen: „Irgendwo, aber nicht hier, irgendwann, aber nicht jetzt!“ Im Ingenieurwesen gehört eine solche räumliche und vor allem zeitliche Verschiebung zum professionellen Standard. Grundsätzlich löst man nur aktuelle Probleme, denkt aber über die Folgen der Lösungen nicht nach, weil diese immer für lösbar gehalten werden eben zu den Zeitpunkten, an denen sie dann eventuell drängend auftreten. Ob der Aufwand, der für die Lösung von Folgeproblemen getrieben werden muss, noch in vernünftigen Verhältnis zur auslösenden Problemlösung steht, ob überhaupt ein lösungsnotwendiges Problem vorgelegen hat, steht nicht zur Debatte und kann auch nicht geklärt werden. Es gibt auch keine Experten, die solche Fragen beantworten könnten, sodass unbegrenzbar Risiken aus begrenzten Problemlösungen für nicht eingrenzbar Probleme entstehen, einer der Ausgangspunkte für die Theorie der „Risikogesellschaft“<sup>28</sup>. Und die räumliche Verschiebung und damit mögliche Verdrängung eigener Handlungsfolgen bildet als Externalisierung ein Grundprinzip jedes modernen Wirtschaftens.

Neben diesem „Distancing“ schränkt das sogenannte „Free-Rider-“ oder „Trittbrettfahrer-Verhalten“ Nachhaltigkeit dann ein, wenn sie nur noch großmaßstäblich, auf globalem Niveau realisiert werden kann. Entweder alle Anderen respektieren Nachhaltigkeitsprinzipien, dann kommt es auf den einzelnen, kleinen Sünder, der diese Kriterien in seinem Verhalten missachtet, quantitativ nicht an, er fährt „schwarz“ mit bei einer Reise, die den Anderen erhebliche Aufwendungen abverlangt. Oder alle Anderen missachten Nachhaltigkeitsstandards, dann ist der Beitrag von Einzelnen quantitativ gleichfalls bedeutungslos. Das Fehlverhalten von „Großverbrauchern“ kann individuelle Bemühungen selbst zahlreicher kleiner Verbraucher sinnlos und so auch deren bedenkenlosen Verbrauch gerechtfertigt oder zumindest harmlos und vernachlässigenswert erscheinen lassen. Die Sache ist lange bekannt: Wenn viele Reisende in einem Bus schlecht riechenden Käse in der Tasche haben, wird die Luft durch den Zustieg eines Einzelnen ohne Käse nicht wesentlich verbessert. Dagegen kann ein heftig stinkender Einzelner die Sauberkeitsbemühungen einer ganzen Busbesatzung zunichte machen.

Dasselbe lässt sich auch als Allgemeinwohlproblem formulieren. Zwischen dem Allgemeinwohl – der Weltbevölkerung – und individuellem Verhalten besteht kein messbarer Zusammenhang. Einem Allgemeinwohl entspricht also kein hinreichend überschaubares individuelles Interesse, auf das es sich stützen könnte. Einen solchen Zusammenhang unterstellten jedoch traditionelle Vorstellungen über bürgerliche Lebensformen. Als Bürger im Sinne des *citoyen* gilt eine Figur, die in ihrer Lebensform durchaus individuelle Interessen verfolgt, Interessen aber, die zugleich dem Allgemeinwohl dienen, es sogar ausmachen. „Bürgerliches“ Leben verwirklicht in seiner Idee diese Synthese aus privatem und öffentlichem

„Konsumerismus“ zu Knappheitsproblemen auswachsen und über gravierend ansteigende Kosten Aspekte eines vernünftigen Gebrauchs ökonomisch erzwungen werden. Angesichts der damit entstehenden sozialpolitischen Probleme ungleicher Lebensstandards wäre diese „Lösung“ aber wohl schon der Schritt in eine eher katastrophische Entwicklung. Die gegenwärtig in fast allen Industriegesellschaften zu beobachtende Aufspreizung der Einkommen hin zu einer Polarisierung ohne Mitte mit den daraus erwachsenden Ungleichheiten in Lebensstandards verweist bereits in diese Richtung.

### Statt eines Resümees: Zur Zukunft des Werkbundes

Das Planungsmodell des „Inkrementalismus“, selbst eines perspektivischen, mag für den Werkbund nicht besonders attraktiv wirken. Zu tief könnte diese Organisation in Utopiemodellen einer technischen, einer „organisierten Moderne“ verwurzelt sein, um sich für eine Planung als ständige Korrektur vorhergehender Fehler oder Nebenfolgen begeistern zu können. Am Beispiel des aktuellen Designs aber, das sich als Synthese von Produktdesign, Nachhaltigkeit und Kommunikation darstellt, und das Kleinteiligkeit, Kreislaufanlage und Biotoporientierung verbindet, werden Ansätze einer komplexeren Planung und „Gestaltung“ erkennbar, die dem Werkbund aus seiner Tradition nahe liegen müssten. Dem Werkbund ging es immer um ein besseres, um das „richtige Leben“. Dass dies nicht mehr aus einem Produktdesign auf der Suche nach dem „Wesen der Dinge“ zu gewinnen ist, scheint nach 100 Jahren mehr oder weniger vergeblicher Bemühungen unabweisbar klar zu sein. Auch eine Neuorientierung auf „Lebensstile“ wäre keine Lösung, da sie nur nach den segmentierenden Prinzipien moderne Marktanalyse verfahren würde. In der komplexen Behandlung von Lebenszusammenhängen nach dem Modell des Biotops aber, auch wenn sie immer nur zu Einzellösungen und niemals zum umfassenden „Guten“ führen, liegen Traditionen, die den Werkbund seit seiner Gründung bestimmen, soziale Verantwortung für die Umwelt des Menschen, jetzt allerdings nicht mehr durch die „gute Form“ aus der Erkenntnis vom Wesen der Dinge als deren Objektivität, sondern diskursiv aufgeschlossen als permanenter Diskurs über das „richtige Leben“ im Rahmen begrenzter Projekte von Lebenszusammenhängen.

Damit ergibt sich für den Werkbund die Perspektive einer Entwicklung zur „kulturpolitischen Institution“, die in doppelter Weise wirksam werden kann: Zum einen als Forum, in dem nicht das Wahre, Gute und Schöne verkündet und in Musterbüchern fixiert, sondern in dem in offener Debatte um Projektlösungen für das „Gebrauchs-Verbrauchs-Problem“ gestritten wird<sup>57</sup>; zum anderen als Werkstatt, in der entsprechende Projekte entwickelt und möglicher- aber nicht notwendigerweise auch realisiert werden. Für beide Perspektiven finden sich bereits relevante, entwicklungsfähige Ansätze in den Aktivitäten des Deutschen Werkbundes, zum Beispiel in der „Werkbundsiedlung Wiesenfeld“ als Modellprojekt<sup>58</sup>, oder im Beschluss des „Deutschen Werkbundes Bayern“, sich als „Forum“ zu verstehen, auf dem regionale und überregionale Fragen der Umweltgestaltung diskutiert und von dem aus möglicherweise sogar Einfluss auf die Gesetzgebung genommen werden kann, wie es schon vor längerer Zeit gefordert worden ist.

<sup>1</sup> Nicola von Albrecht: „Die gute Form“ – Wieder Ausstellen nach dem Krieg, in: Werkbundarchiv – Museum der Dinge (Hg.): Kampf der Dinge. Der Deutsche Werkbund zwischen Anspruch und Alltag, Berlin 2007, S. 97–99. Albrecht Göschel: Vom Ding an sich zum Ding für mich. Der Deutsche Werkbund zwischen „Wesen“ und „Sein“, Karlsruhe 2010.

<sup>2</sup> Hermann Muthesius: Das Formproblem im Ingenieurbau, in: Julius Posener: Anfänge des Funktionalismus. Von Arts and Crafts zum Deutschen Werkbund, Berlin, Frankfurt am Main, Wien 1964/1911, S. 191–198. Julius Posener: Brauchen wir den Werkbund noch? Vortrag zur Eröffnung des Werkbundarchivs im Martin-Gropius-Bau 1986, in: Angelika Günter, Helga Schmidt-Thomsen (Hg.): Rückblick – Einblick – Ausblick. 50 Jahre Deutscher Werkbund Berlin e.V., Berlin 1999, S. 1–18.

<sup>3</sup> Leonardo Benevolo: Geschichte der Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts, Bd. 1, München 1978 (1964), S. 312.

Otto Birkner: Der neue Lebensstil, in: Lucius Burckhardt (Hg.): Der Werkbund in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Form ohne Ornament, Stuttgart 1978, S. 49–56.

Renate Flagmeier: Einführung, in: Werkbundarchiv – Museum der Dinge (Hg.): Kampf der Dinge. Der Deutsche Werkbund zwischen Anspruch und Alltag, Berlin 2007, S. 5–8.

Renate Flagmeier: Über das Entzeichnen und das Bezeichnen der Dinge. Der (Deutsche) Werkbund und die Warenkultur, in: Werkbund-Archiv – Museum der Dinge (Hg.): Kampf der Dinge. Der Deutsche Werkbund zwischen Anspruch und Alltag, Berlin 2007, S. 12–22.

<sup>4</sup> Der Werkbund steht mit diesem Konzept vom „Wesen der Dinge“ weniger in der Tradition des „Dinges an sich“ als vielmehr in einer Verbindung zur ästhetischen Theorie der deutschen Klassik: „[...] so ruht der Stil auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge, in so fern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greifbaren Gestalten zu erkennen“ (J. W. v. Goethe, zitiert nach Meier 2008:48). Es geht um Stil, um einen Stil des Lebens, der dem Wahren, Schönen und – ethisch – Guten als den „Eigenschaften Gottes“ (Wagner 2008) verpflichtet ist. Allerdings dürfte wie bei allen kulturellen Bewegungen um 1900 auch die Kulturkritik Rousseaus eine Rolle gespielt haben.

<sup>5</sup> Julius Posener: Werkbund und Jugendstil, in: Lucius Burckhardt (Hg.): Der Werkbund in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Form ohne Ornament, Stuttgart 1978, S. 16–25.

<sup>6</sup> Hermann Muthesius: Die Bedeutung des Kunstgewerbes, in: Julius Posener: Anfänge des Funktionalismus. Von Arts and Crafts zum Deutschen Werkbund, Berlin 1964 (1907), S. 176–186.

<sup>7</sup> Peter Sloterdijk: Du musst dein Leben ändern. Über Anthropotechnik, Frankfurt am Main 2009, S. 219.

<sup>8</sup> Julius Posener: Zwischen Kunst und Industrie, in: Michael Andritzky (Hg.): Von der guten Form zum guten Leben, Frankfurt am Main 2008 (1973), S. 34.

<sup>9</sup> Hanno-Walter Kruff: Die Künstlerkolonie auf der Mathildenhöhe, in: Lucius Burckhardt (Hg.): Der Werkbund in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Form ohne Ornament, Stuttgart 1978, S. 25–34.

<sup>10</sup> Jochen Wagner: Schönes, Gutes, Wahres einmal anders: Mythos Topform und das Ideal des Kaputten, in: Michael Andritzky (Hg.): Von der guten Form zum guten Leben. 100 Jahre Werkbund, Frankfurt am Main 2008, S. 35–78.

<sup>11</sup> Noch heute finden sich derartige Konzepte als Heils- und Erlösungsmodelle, vgl. zum Beispiel Meisenheimer, Köln 2004 (11a).

<sup>11a</sup> Wolfgang Meisenheimer: Das Denken des Leibes und der architektonische Raum, Köln 2004.

<sup>12</sup> Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main 1982.

<sup>13</sup> Franziska Müller-Reißmann: IKEA – „Wohnst du noch oder lebst du schon?“ Fortführung der Werkbund-Programmatik als Produktions- und Handelskonzept? In: Werkbundarchiv – Museum der Dinge (Hg.): Kampf der Dinge. Der Deutsche Werkbund zwischen Anspruch und Alltag, Berlin 2007, S. 39–44.

<sup>14</sup> Albrecht Göschel: Die Ungleichzeitigkeit in der Kultur. Wandel des Kulturbegriffs in vier Generationen, Stuttgart, Berlin, Köln 1991.

<sup>15</sup> Andres Reckwitz: Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen zur Postmo-



### Ausgangspunkte: Es gibt kein Jenseits von Richtig und Falsch

Die Thematisierung des Wirtschaftens, die alltägliche ebenso wie die wissenschaftliche, ist eine normative, eine ethische Angelegenheit, und sie war es immer schon.<sup>1</sup> Es macht nämlich schlechterdings keinen Sinn, über das Wirtschaften zu reden, anderen also Mitteilungen über das Wirtschaften zu machen, ohne dabei dieses Wirtschaften als (in bestimmter Hinsicht) richtig oder falsch zu klassieren – sei es als „effizient“, „optimal“, „rational“, „gerecht“ usw. oder eben als „ineffizient“, „suboptimal“, „irrational“, „ungerecht“ usw. Das eine ist die apologetische, das andere die kritische Version einer Wirtschaftstheorie. Zwar ist es im Prinzip denkbar, über das Wirtschaften zu reden, ohne damit einen normativen Sinn zu verbinden. Eine solche reine Beratertheorie, die ihren Adressaten (bzw. dann: ihren Kunden) nützliches Verfügungswissen an die Hand geben möchte (etwa darüber, wie sich Gewinne steigern lassen), statt ihnen normatives Orientierungswissen zu vermitteln (etwa darüber, ob dies dem Wohle aller dient), ist allerdings ebenfalls nicht ethisch neutral bzw. nicht jenseits von Richtig und Falsch zu verorten, da sie, ohne jede ethische Begründung, gegenüber bestimmten Interessenten parteilich verfährt und alle entgegenstehenden Interessen missachtet. Überdies transportiert sie ein bestimmtes Verständnis von Rationalität als normativ verbindlich, nämlich dasjenige instrumenteller Vernunft, für das in der ökonomischen Theorietradition der Name *Homo oeconomicus* steht.

Integrative Wirtschaftsethik ist ein neues Paradigma der Thematisierung des Wirtschaftens. Sie thematisiert und reflektiert die unausweichliche Normativität des Wirtschaftens und der Theorien, die es orientieren, ausdrücklich und methodisch-diszipliniert – statt wie üblich: wild. Gegenüber dem üblichen Verständnis von Wirtschaftsethik als einer Disziplin *neben* den anderen, in sich gleich bleibenden und ergo sich als „wertfrei“ wahnenden wirtschaftswissenschaftlichen Disziplinen hält Integrative Wirtschaftsethik fest, dass es im Bereich des menschlichen Handelns (und also auch des Wirtschaftens) kein Jenseits von Richtig und Falsch gibt. Darum kann Wirtschaftsethik keine Sache der „Anwendung“ vorgegebener Normen auf „die Wirtschaft“ oder gar „unter den Bedingungen“ der bestehenden, stillschweigend akzeptierten Marktmachtverhältnisse sein, sondern ist als Beurteilung des Wirtschaftens nicht nur im Einzelnen, sondern auch und vor allem im Ganzen als (in der jeweilig zur Debatte stehenden Hinsicht) „richtig“ oder „falsch“ zu begreifen und zu betreiben, also ohne Reflexionsstopps, ohne weiße Flecken. Insofern lässt sich formulieren, dass (Wirtschafts-)Ethik kein „Thema“ ist. Wäre sie es, dann gäbe es daneben andere, ergo ethisch neutrale „Themen“, was auszubuchstabieren ist in: Die Normativität der Thematisierung (die üblicherweise apologetischer Natur ist) wird der ethischen Reflexion entzogen. Man kann der Ethik nicht enttrinnen.

### Ökonomismus – Wie das Prinzip Eigeninteresse zum Moralprinzip erhoben wird

Die vorherrschende Wirtschaftstheorie ist ökonomistisch bzw. marktapologetisch geprägt, und zwar durch und durch. Marktkritische und marktrelativierende Positionsbezüge schaffen es von vornherein gar nicht, die Bewerbungsverfahren zu durchlaufen; in diesen stoßen sie auf eine „Phalanx marktgläubiger Professoren, dem Establishment der VWL“.<sup>2</sup> Dies ist keineswegs bloß eine inneruniversitäre Angelegenheit (und sie erstreckt sich auch nicht allein auf die Volkswirtschaftslehre, sondern auch auf die Betriebswirtschaftslehre), wie bereits Keynes wusste: „Die Konzepte der Ökonomen und politischen Philosophen, ob sie nun richtig oder falsch sind, sind mächtiger als gemeinhin angenommen wird. Tatsächlich wird die Welt von kaum etwas anderem bestimmt.“<sup>3</sup> Jeder, der sich professionell mit dem Wirtschaften beschäftigt, sei es im Management eines Unternehmens, in der Politikberatung oder in den Stuben der Wirtschaftsredaktionen, durchläuft ein Wirtschaftsstudium (teilweise mag es ein Selbststudium sein) und unterliegt dort der „Gehirnwäsche“, als die Wolfgang Streeck das Wirtschaftsstudium unserer

Zeit charakterisiert.<sup>4</sup> In vertrauter Runde gesteht der unbenannte Inhaber eines Lehrstuhls der Volkswirtschaftslehre einem Journalisten: „Wissen Sie, die ersten vier Semester im VWL-Studium brauchen wir fürs Brain-Washing der Studenten.“<sup>5</sup> Das Studium wird so zu einer Art „Umerziehung“, und wer es durchläuft, dem wird „eingehämmert, dass es nur einen letzten Wert gebe: den des Profits“.<sup>6</sup>

„Vernünftig ist, was rentiert“, so brachte Max Frisch das ökonomistische Paradigma sarkastisch auf den Punkt.<sup>7</sup> Und je mehr es rentiert, desto „vernünftiger“ muss das Handeln sein, desto eher ist es als ethisch richtig (legitim, verantwortbar, gerecht, fair usw.) zu klassieren. Dies ist die Kernbotschaft des Ökonomismus, der selbstverständlich eine ethische (normative) Position markiert, doch eine ganz eigenartige. Er vertritt nämlich eine Ethik ohne Moral. Damit das ethisch Richtige geschieht, bedürfe es keines Handelns aus ethischer Einsicht, aus Verantwortungsbewusstsein, aus Integrität, „aus Pflicht“, wie Kant formuliert hatte. Es bedürfe vielmehr bloß des Gewinn- und Nutzenstrebens, der Orientierung am eigenen Interesse, das konsequent zu verfolgen und gegen Widerstände („constraints“) durchzusetzen ist; es bedürfe der „Rationalität“, worunter die ökonomische Theorietradition das fasst, was der Volksmund Gier nennt, nur innerlich konsequenter als dieser und der Gier gegenüber vollständig affirmativ.

Ökonomismus – bzw. synonym: Marktgläubigkeit – lässt sich also als diejenige ethische Konzeption fassen, die versucht, striktes Eigeninteressestreben (Nutzen- bzw. Gewinnmaximierung) bzw. „unbändiges Vorteilsstreben“<sup>8</sup> zu *rechtfertigen*. Da das Prinzip Eigennutz allumfassend ist und definitionsgemäß keine anderen Handlungsorientierungen neben sich duldet, wird dieses so zum Moralprinzip zu erheben versucht und damit zugleich der unbeschränkte Markt als der Ort, an dem eigeninteressiert agierende *Homines oeconomici* definitionsgemäß aufeinandertreffen, zum *Prinzip Markt* überhöht, das heißt zu einem Prinzip, dem alle Gesellschaftsbereiche zu unterwerfen sind.<sup>9</sup>

Hierzu wählt der Ökonomismus im Wesentlichen zwei Rechtfertigungsstrategien. In der grobschlächtigeren Variante wird „Freiheit“, an und für sich, als Marktfreiheit gefasst, wobei Marktfreiheit von einer distanzierten Warte als das ungehinderte Ausspielen der je eigenen Marktmacht zu fassen ist. Jede Einschränkung von Marktfreiheit, der Freiheit zum Kaufen und Verkaufen, sei als „Eingriff“ in die „Privatsphäre“ zu deuten, was mit dem marktlibertären Slogan „freie Menschen, freie Märkte“ gefasst wird. Grobschlächtig ist diese Version, da sie von vornherein jeden Gedanken der Fairness der Marktinteraktionsverhältnisse beiseite schiebt und eine krude Ethik der Nichteinmischung vertritt: Als sei ethisch alles in Ordnung, solange wir uns nur nicht die Köpfe einschlagen, was vom Marktlibertarismus als hinreichend dafür angesehen wird, von einer „freien“ Gesellschaft zu sprechen.<sup>10</sup>

Die verbreitetere Rechtfertigungsstrategie bezieht das Wohl des Einzelnen durchaus ein, sieht aber keinen Gegensatz zum „unbändigen Vorteilsstreben“ des Anderen, das vor allem als Gewinnmaximierung in Erscheinung tritt. Ausgerechnet ein Ökonom, der unter dem Titel „Wirtschaftsethik“ publiziert und auch einen der wenigen so benannten Lehrstühle inne hatte, fasst die Schlüsselannahme aller Marktgläubigen prägnant zusammen: „Langfristige Gewinnmaximierung ist (...) nicht ein Privileg der Unternehmer, für das sie sich ständig entschuldigen müssten, es ist vielmehr ihre moralische Pflicht, weil genau dieses Verhalten (...) den Interessen der Konsumenten, der Allgemeinheit, am besten dient.“<sup>11</sup> Diese in der ökonomischen Theorietradition tief verwurzelte Annahme fand vor nicht allzu langer Zeit in einer Äußerung Lloyd Blankfeins, des CEO und Präsidenten von Goldman Sachs, ihren Niederschlag; er antwortete auf die Frage, ob die Gewinne und Boni der Investmentbank nicht vielleicht auch einmal zu hoch ausfallen könnten: „I’m just a banker doing god’s work.“<sup>12</sup> Natürlich verweist Blankfein hier auf die „unsichtbare Hand“ des Marktes, deren metaphysischen (voraufklärerischen) Charakter er keck

tut, nach den jeweiligen Standards seiner Profession gut zu machen, sondern allein damit, die Dinge genau so zu tun, dass der maximale Gewinn dabei herauspringt, und zwar in jeder Faser des Tuns, denn sonst würde ja „Wert in den Rhein geschüttet“.

Für den im engeren und weiteren Sinn künstlerisch Tätigen (jedes Produkt hat ja unausweichlich eine ästhetische Dimension) würde dies bedeuten: maximaler Opportunismus, maximales Zuschneiden auf die manifesten (und in der Regel uninformierten, jedenfalls was die Qualität anbelangt, unvollständig informierten) Wünsche der Kundschaft. Vielleicht sind wir uns gar nicht bewusst, wie sehr die Entwicklungsabteilungen und später die Produktionsabteilungen davon bereits bestimmt und durchdrungen sind; die Marketingabteilungen wohl ohnehin.<sup>33</sup> Der Management-„Guru“ Peter Drucker allerdings war anderer Meinung: „Es gibt eine Sache, die die Wertpapieranalysten (oder die Mainstream-Ökonomen?, Anm. des Verfassers) nie verstehen werden, und das ist das Wirtschaften: Sie glauben, dass Unternehmen ‚Geld machen‘. Unternehmen machen Schuhe!“<sup>34</sup>

Die Konzentration darauf, „Schuhe“ zu machen, gute Schuhe selbstverständlich – die, wie hinzufügen wäre, verantwortungsvoll und in fairem Umgang mit allen Beteiligten herzustellen sind – und damit verdientermaßen ein anständiges Einkommen zu erzielen (da es ja gute Schuhe sind), statt „Geld machen“ zu wollen und alles andere darauf instrumentell auszurichten, darin lässt sich eine wesentliche, ja unverzichtbare Dimension einer „sozialen“ Marktwirtschaft erblicken; diese umfasst wohlverstandenerweise nicht nur die (ebenfalls unverzichtbaren) sozialen Sicherungssysteme, sondern ist auch als „soziale“ (bzw. sozial-ökologische), faire, gemäßigte, ethisch eingebettete oder menschliche Marktwirtschaft von unten zu fassen.<sup>35</sup> Dies findet sich auch im Gedanken der „Unentgeltlichkeit“ der jüngsten Sozialenzyklika des Papstes wieder (die auch einem Atheisten wie mir Anregungen zu geben vermag). Diese „Unentgeltlichkeit“, die nichts anderes als den Verzicht auf radikale Ökonomisierung und das Kalkulieren mit dem spitzestmöglichen Bleistift benennt, findet auch „in den geschäftlichen Beziehungen“, „im normalen wirtschaftlichen Leben“ ihren Platz – faktisch und normativ.<sup>36</sup>

Faktisch geht sie allerdings zunehmend verloren. Dass die wettbewerblich oder unmittelbar erzwungene Ökonomisierung der Arbeitsverhältnisse als Verlust an Konzentration auf die Sache und an Sinnorientierung empfunden wird, davon berichten etwa Handwerker, die sich (hier: im Baubereich) einem „verschärften Preiskampf“ und damit einhergehend einem „nie dagewesenen Ausmaß“ an „Hektik, Konkurrenzdenken und Individualismus“ gegenüber sehen. Die Folgen fasst der Soziologe Peter Schallberger zusammen: „Der permanente Zeitdruck verunmöglicht es ihnen, ihren Beruf entsprechend den Vorstellungen, die sie mit einer gelungenen Werktaetigkeit verbinden, weiterhin sauber, korrekt und stimmig auszuüben. Sie sehen sich insofern in ihrem Berufsstolz gekränkt, als sie sich aufgrund des allgegenwärtigen Zeitdrucks gezwungen sehen, den Erfolg ihrer Arbeit bloß noch in Kategorien der effizienten Erledigung, nicht mehr aber in Kategorien der funktionalen und ästhetischen Stimmigkeit zu bewerten.“<sup>37</sup>

Vor allem die „funktionale Stimmigkeit“, also die Qualität, das Gegenteil von „Pfuscher“, ist nicht nur im Baubereich, sondern etwa auch, und hier im besonderen Maße, im Bereich der medizinischen Versorgung von großer Bedeutung.

Interessant ist in diesem Zusammenhang ein Urteil des Europäischen Gerichtshofes. Es ging hierbei um das sogenannte „Fremdbesitzerverbot“ des deutschen Apothekengesetzes, welches vorschreibt, dass eine Apotheke nicht nur von einem approbierten Apotheker betrieben, sondern sich auch im Eigentum eines oder mehrerer der-art pharmazeutisch Qualifizierter befinden muss. Dagegen hatte die als Aktiengesellschaft verfasste niederländische „Doc Morris N.V.“ geklagt; das Gesetz verstoße gegen die innerhalb der Europäischen Gemeinschaft geltende und zu gewährleistende Niederlassungsfreiheit.

In seiner Urteilsbegründung hielt der EuGH, der die Klage zurückwies, fest: „Für den Betreiber, der Apotheker ist, lässt sich nicht leugnen, dass er ebenso wie andere Personen das Ziel verfolgt, Gewinne zu erwirtschaften. Als Berufsapotheker ist bei ihm aber davon auszugehen, dass er die Apotheke nicht nur aus rein wirtschaftlichen Zwecken betreibt, sondern auch unter einem beruflich-fachlichen Blickwinkel. Sein privates Interesse an Gewinnerzielung wird somit durch seine Ausbildung, seine berufliche Erfahrung und die ihm obliegende Verantwortung gezügelt.“<sup>38</sup>

Mir scheint, dass hiermit ein Grundsatz formuliert ist, der für jede wirtschaftliche Betätigung gilt (ohne dass hieraus zwingend legalrechtliche Konsequenzen zu ziehen sind, wiewohl diese höchstwahrscheinlich sehr wünschenswert wären): Die Erzielung von „Gewinnen“ – oder allgemeiner: von Einkommen – ist selbstverständlich ein legitimes Ziel und eine legitime, ja unverzichtbare Dimension einer jeden wirtschaftlichen Betätigung innerhalb einer Marktwirtschaft. Doch muss diese ökonomische Interessenorientierung, wenn das Wirtschaften als legitim gelten können soll – und wenn es beanspruchen will, Qualität im umfassenden Sinne zu liefern – durch rentabilitätsfremde Gesichtspunkte der Legitimität und Qualität bzw. Sinnhaftigkeit (allgemeiner oder branchenspezifischer Natur) „gezügelt“ (oder besser: sinnhaft) orientiert werden.

### Qualität erfordert die Entthronung des Gewinns

Fassen wir zusammen: Qualität ist Orientierung an der Sache, womit gemeint ist: an einer im engeren und weiteren Sinne guten Sache. Das ökonomistische Gegenteil von Qualität besteht darin, die Sache nach Maßgabe ihrer Tauglichkeit zur Gewinnerzielung zu behandeln oder zu betreiben, und zwar durch und durch. Die Sache und letztlich alles, was irgendwie mit der Tätigkeit in Zusammenhang stehen könnte, wird damit zum austauschbaren Instrument der Gewinnmaximierung. Das ökonomistische Gegenteil der Orientierung an Qualität ist die opportunistische Anpassung an manifeste „Kundenwünsche“ – an die Wünsche von Kunden, die glauben, sie kaufen Qualität. So sie überhaupt noch als Kunden in Frage kommen: Die Ökonomisierung mag ja dazu geführt haben, dass ihre Kaufkraft nun nicht mehr hinreicht.<sup>39</sup>

Dies ist nicht nur der Qualität abträglich. (Wobei sich hierüber streiten ließe. Doch sind die Markterfolge von Produkten, denen einigermaßen unbestreitbar Qualität zu bescheinigen ist – man denke an die Produkte der Firma Apple – ursächlicher Ausdruck des Strebens nach maximalen Gewinnen? Oder sind die Markterfolge umgekehrt, jedenfalls im Wesentlichen, Ausdruck des Strebens nach Qualität? Im ersten Fall hätte die Kundschaft, deren unbeschränkte Qualitätsexpertise vorausgesetzt, den fraglichen Anbieter, im Verein mit den aktuellen oder potenziellen Konkurrenten, vollständig in Dienst nehmen müssen, damit er etwas tut, was gar nicht seine Absicht war, nämlich Qualität zu erzeugen. Dies ist alles andere als plausibel.) Es ist auch unverantwortlich. Denn das Streben nach Qualität, die Orientierung an der Sache, ist letztlich Ausdruck einer Verpflichtung, üblicherweise gegenüber Unbekannten. (Man kennt in der Regel nicht nur die laufende Kundschaft nicht, man weiß auch nicht, wer alles kommen und sich für das Produkt interessieren könnte.)

Die Orientierung an der Sache, die dem eigenen Anspruch nach eine gute Sache sein (oder werden) soll, muss ja intersubjektiv teilbar sein. Auch andere müssten erkennen und einsehen können, dass es sich um Qualität handelt. Wer sich auf die Sache konzentriert, ist damit nur scheinbar allein bei sich, er ist auch bei anderen. Er ist gegenüber diesen nicht „fertig“ (Hegel). Es gibt Gründe dafür, warum es eine gute Sache ist, warum sie so und nicht anders getan werden muss, damit dabei Qualität herauskommt, damit die Sache Qualität beanspruchen kann.<sup>40</sup> Insofern lässt sich auch formulieren: Qualität ist Kommunikation, womit nicht unbedingt

MATTHIAS BURCHARDT

## KRISE UND VERANTWORTUNG – PROLOG DES DRITTEN HUMANISMUS

123

KRISE UND VERANTWORTUNG

Wenn es gegenwärtig etwas geben sollte, das nicht in die Krise kommt, dann ist es die Krise selbst: Mal zeigt sie sich als ökologische Krise, mal als Wirtschaftskrise, dann als Finanzkrise, schließlich als soziale Krise, wenn nicht gerade als Krise der Demokratie. Und selbst wenn wir des notorischen Krisengeredes in den Medien inzwischen überdrüssig werden, können wir nicht abstreiten, dass es Umweltverschmutzung und Ressourcenknappheit, Klimaveränderungen und Artensterben, Hunger und Genozide, Unterdrückung und Ausbeutung, Staatsschulden und Rating-Agenturen, Kriege und Terror, Fundamentalismus und Werteverfall, atomare Verseuchung und Energiekonzerne, *slums* und *gated communities* gibt. Je nach Breite und Höhe des journalistisch verstärkten Alarmpegels sind wir geneigt, die Krisensymptome nicht nur isoliert zu betrachten, sondern als tiefer gehende Dysfunktionalität unserer Lebensform: Die Wirtschaftskrise, die ökologische Krise, die Krisen des Politischen und des Sozialen stoßen uns auf Probleme in unserem Verhalten, in den institutionellen Strukturen und Prozessen.

Oft erklingt dann der Slogan „Jede Krise ist auch ein Chance!“, denn die Krise ist eine strenge und wohlmeinende Lehrmeisterin, die uns fördert und fordert. Sie zeigt unsere Schwächen auf und zwingt uns so zur Optimierung unserer Funktionen: Die Schuldenkrise lehrt die europäischen Staaten das Sparen durch Rationalisierung und das flächendeckende Einführen von *new public management*. Die ökologische Krise erteilt uns eine Lektion in Sachen „Nachhaltigkeit“, die politische Krise, die sich in der Occupy-Bewegung oder Stuttgart 21 anzeigt, kann durch mehr „Teilhabe“ gelöst werden und die soziale Krise durch „Bildung“. Man muss eben nur an den richtigen „Stellschrauben“ drehen und „gegensteuern“, dann kann man auch in schweren Zeiten politisch „Kurs halten“. Soviel zur Rhetorik der politischen Kybernetik (griech. Steueremannskunst). Im Hintergrund solcher Rede steht die Deutung der Krise als vorübergehende *Dysfunktionalität*, der durch Funktionsoptimierung beizukommen ist. Wie unzutreffend dies ist, zeigt sich allerdings daran, dass die angebotenen Lösungsvorschläge selbst noch im Geiste des Problems gedacht sind: Die ökonomische Krise der Euro-Staaten wird durch Rationalisierung und Sozialabbau nicht gelöst, vielmehr schwächen die neuen Managementmodelle die Leistungsfähigkeit der Institutionen und Akteure, vertilgen die Innovationskraft und bedrohen die kulturelle Vielfalt der betroffenen Länder. Ganz abgesehen davon ist es beschämend für ganz Europa, wenn zum Beispiel griechische Schulkinder aufgrund von Hunger im Unterricht zusammenbrechen. Ähnlich sieht es mit der ökologischen Krise aus: Die Nachhaltigkeitsdiskussion stellt nämlich unsere ressourcenverzehrende Lebensform nicht prinzipiell in Frage, sondern forciert bloß eine ökonomistische Ressourcenbewirtschaftung.<sup>1</sup> Entsprechend vermag auch die Inszenierung von Teilhabe kaum zu verschleiern, dass die *res publica* nicht mehr *res populo* ist, sondern dass die Machtzentren in den Zeiten der Postdemokratie<sup>2</sup> längst in die Lobbies oder Thinktanks verlagert sind. Es ist deshalb zynisch, wenn von Bürgern in überschuldeten Kommunen plebiszitär entschieden werden darf, ob denn nun das Schwimmbad oder die Bibliothek geschlossen werden soll.

„Teilhabe“ in diesem Sinne ist eine bloße Politikattrappe, eine Funktionalisierung von Partizipation im Schatten von Sachzwängen, insbesondere wenn die selektive Zuweisung von Teilhabe noch an Qualifikationshürden gekoppelt wird<sup>3</sup> und eine Gestaltungsmöglichkeit des Ganzen gar nicht zur Disposition gestellt wird. So konnte man den Gegnern von Stuttgart 21 einen Dialog anbieten, in dem das Projekt selbst nicht in Frage gestellt werden durfte, wohl aber über die Standorte von Blumenkübeln diskutiert werden konnte. Der inzwischen durchgeführte Volksentscheid ist ebenfalls in der Logik einer instrumentellen Auffassung von Demokratie zu betrachten und ist deshalb in keiner Weise dazu angetan, als Beispiel gelebter Demokratie zu gelten, da über die Zahl der Stimmen als Legitimation hinaus eine Einigung in der Sache durch diskursive Entschließung nicht stattgefunden hat.

- <sup>1</sup> Malte Brinkmann: Nachhaltigkeit, in: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik, Heft 2., 2006, S. 280f.
- <sup>2</sup> Colin Crouch: Postdemokratie, Frankfurt am Main 2008.
- <sup>3</sup> Matthias Burchardt: Teilhabe, in: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik, 2010, Heft 1, S. 107f.
- <sup>4</sup> Clemens Knobloch: Warum Privatunis schick sind, in: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik, Nr. 1, 2011, S. 74–87.
- <sup>5</sup> John Dewey: Demokratie und Erziehung, Weinheim 1993, S. 19.
- <sup>6</sup> Michel Foucault: Die Ordnung der Dinge, Frankfurt am Main 1974, S. 462.
- <sup>7</sup> Johann Gottfried Herder: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, in: Werke Band XIII. Bernd Suphan (Hg.), Hildesheim 1967, S. 110.
- <sup>8</sup> Michel Foucault, Paolo Caruso: Gespräch mit Michel Foucault, in: Von der Subversion des Wissens. Walter Seitter (Hg.), Frankfurt am Main 1996, S. 7–27.
- <sup>9</sup> Jan Masschelein, Maarten Simons: Globale Immunität oder Eine kleine Kartographie des europäischen Bildungsraums, Zürich/Berlin 2005.
- <sup>10</sup> Ulrich Thielemann: Der unbemerkte Sachzwang zum Unternehmertum: Zur Aktualität Max Webers im Zeitalter globalen Wettbewerbs, in: Wirtschaft und Wertkultur(en), Georg Pfeleiderer, Alexander Heit (Hg.), Zürich 2008, S. 75–103.
- <sup>11</sup> Bildung in Deutschland 2010. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu Perspektiven des Bildungswesens im demografischen Wandel. Im Auftrag der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder der Bundesrepublik Deutschland und des Bundesministeriums für Bildung und Forschung. Bielefeld 2012, S. 2.
- <sup>12</sup> Ulrich Bröckling: Das unternehmerische Selbst, Frankfurt am Main 2007.
- <sup>13</sup> Jan Masschelein, Maarten Simons: Globale Immunität oder Eine kleine Kartographie des europäischen Bildungsraums, Zürich/Berlin 2005.
- <sup>14</sup> Ullrich Thielemann: Der unbemerkte Sachzwang zum Unternehmertum: Zur Aktualität Max Webers im Zeitalter globalen Wettbewerbs, in: Wirtschaft und Wertkultur(en). Georg Pfeleiderer, Alexander Heit (Hg.), Zürich 2008, S. 75–103.
- <sup>15</sup> Günther Anders: Wir Eichmannsöhne. Offener Brief an Klaus Eichmann, München 1964.
- <sup>16</sup> Matthias Burchardt: Relationale Anthropologie, in: Handbuch der Erziehungswissenschaft. Band I. Gerhard Mertens, Ursula Frost, Winfried Böhm, Volker Ladenthin (Hg.), Paderborn 2007, S. 517–536.
- <sup>17</sup> Eugen Fink: Grundphänomene des menschlichen Daseins, Freiburg–München 1995.

ERNST ULRICH VON WEIZSÄCKER

## WENIGER MATERIELLE, MEHR GEISTIGE RESSOURCEN – HEUTZUTAGE WERDEN MATERIELLE RESSOURCEN VERSCHWENDET. EINE REVOLUTIONÄRE VERBESSERUNG STEHT AN

Am Beginn des 21. Jahrhunderts kann es keinen Zweifel mehr darüber geben, dass die Menschheit vor einer überwältigenden Aufgabe steht, die nach einem langen Zeitraum eines euphorischen Fortschrittsoptimismus eine Besinnung, ein Umdenken und Umhandeln erforderlich machen. Das Ausmaß unseres Handelns ist angesichts einer Weltbevölkerung von sieben Milliarden Menschen und deren Bedarf auf dem begrenzten Raum unseres Planeten dramatisch geworden. Lokale Katastrophen waren in der Geschichte der Menschheit keine Seltenheit, jetzt allerdings sind wir erstmals im globalen Maßstab im Begriff, uns unserer eigenen Lebensgrundlagen zu berauben und damit unseren Untergang herbeizuführen.

Angesichts der gewaltigen ökologischen Herausforderungen, der andauernden ökonomischen Katastrophe und den damit verbundenen sozialen Ungerechtigkeiten kann es ein „Weiter-so“ nicht geben.

Die Menschheit muss diese Fehlentwicklungen als Herausforderung annehmen, indem sie ihr Wissen und ihre Fähigkeiten in Hinblick auf einen nachhaltigen Umgang mit den begrenzten Ressourcen im begrenzten Biotop Erde einsetzt.

Der in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts durch den Brundtland-Bericht in die Diskussion eingegangene Begriff der Nachhaltigkeit ist alles andere als ein in die Jahre gekommener Modebegriff. Die Forderung nachhaltigen Wirtschaftens und Handelns ist unter den gegebenen Umständen ein Imperativ. Nachhaltigkeit ist ein der Forstwirtschaft entlehnter Begriff, der im heutigen Sprachgebrauch jede Form des Wirtschaftens auf ihre zukünftigen Auswirkungen hin unter dem Aspekt der Bewahrung und Schonung betrachtet. Für die Forstwirtschaft hieß das in Hinblick auf unkontrollierte Rodung und den Kahlschlag ganzer Landschaften, dass nicht mehr gefällt werden darf als nachwachsen kann.

Eigentlich sollte diese der Daseinserhaltung dienende Vorsorge eine dem Homo Sapiens eigene und selbstverständliche Kulturleistung sein. Im Gegenteil allerdings und im Angesicht der Katastrophen setzt die Menschheit die eigenen Lebensgrundlagen immer rücksichtsloser aufs Spiel.

Die Menschheit lebt über ihre Verhältnisse und im Grunde und im übertragenen Sinne auf zu großem Fuße. Mathis Wackernagel und William Rees entwickelten 1984 das Konzept des ökologischen Fußabdrucks, um einen Maßwert für einen den Ressourcen angemessenen Verbrauch bereitzuhalten. Der ökologische Fußabdruck bemisst sich an der Fläche, die notwendig ist, um den Lebensstandard jedes der zurzeit sieben Milliarden Menschen unter den derzeitigen Produktionsbedingungen zu gewährleisten.

„Um die Vorräte der Biosphäre nicht zu ruinieren, und die Abfallkapazität nicht zu überfordern, dürfen nicht mehr erneuerbare Ressourcen verbraucht, als von der Natur tatsächlich erneuert werden, und nicht mehr Abfälle erzeugt, als tatsächlich absorbiert werden.“<sup>2</sup>

Dabei ist es zynisch, von der Menschheit zu sprechen. Es sind vor allem die Industrienationen, deren negative Bilanzen zu einer 30prozentigen Übernutzung (Stand 2005) der regenerativen Kapazität der Erde beitragen.

Diese Bilanz macht überdeutlich, dass es an der höchsten Zeit ist, dieser Entwicklung Einhalt zu gebieten. In den 1970er Jahren entwickelten Paul Ehrlich und John Holdren die sogenannte IPAT Formel, die die Umweltbelastung ( $I = \text{Umwelt-„impact“}$ ) aus der Bevölkerungszahl ( $P = \text{population}$ ), dem Pro-Kopf-Wohlstand ( $A = \text{affluence, i.S. des Bruttoinlandprodukts}$ ) und dem Technologiefaktor ( $T$ ) ermittelt. Danach ist  $I = P \times A \times T$ . Bevölkerungszahl und Pro-Kopf-Wohlstand sind die Werte, denen ein weiteres Ansteigen unterstellt wird. Es gilt also den Technologiefaktor zu verkleinern, um die Umweltbelastung zu reduzieren.

Die Botschaft dieses Beitrages und der in „Faktor Fünf“ beschriebenen Systemverbesserungen

in den relevanten Sektoren (Energieeffizienz, Übergang zu klimaneutralen Treibstoffen, Rückgewinnung von Wärme und Strom, erneuerbare Energien, Recycling, Produktverbesserung, Materialeffizienz, Verminderung anderer Treibhausgase als  $\text{CO}_2$ ) ist eine 80 Prozent Reduzierung der Umweltbelastung durch eine neue technologische Revolution, die angesichts der technologischen Entwicklungen möglich ist und einen neuen Wachstumszyklus einleiten kann. Dieser muss allerdings ohne zusätzlichen Verbrauch von Energie, Wasser und Materialien auskommen. Ein neuer Wachstumszyklus muss „grün“ sein, wenn er die existenziellen Belange der Menschheit auf diesem Planeten berücksichtigt will.

In „Faktor Fünf“ zeigen wir in den Kapiteln „Gebäude“, „Stahl und Zement“, „Landwirtschaft“ und „Verkehr“ wie durch technische Innovationen das angestrebte Ziel einer fünffachen Erhöhung der Ressourcenproduktivität herbeigeführt werden kann.

Einige Beispiele seien genannt: Wir können heute dank des von Wolfgang Feist entwickelten Passivhauses die jährlichen Heiz- und Klimatisierungskosten auf ein Zehntel reduzieren. Im Bereich der Zementherstellung sind wir heute in der Lage durch Nutzung von Geopolymeren die Energiekosten auf ein Fünftel zu reduzieren.

Der Einsatz von Tröpfchenbewässerung in der Landwirtschaft führt zu enormen Einsparungen im Wasserverbrauch. Die Möglichkeiten des Wasserrecyclings sind noch lange nicht ausgeschöpft. Ich erinnere daran, dass das Wasser des Rheins allein zehn Mal durch die Zivilisation fließt, bevor es in Rotterdam das Meer erreicht.

Daneben muss der Ausbau der Kreislaufwirtschaft intensiviert werden. Bedenkt man mit welchen Umweltfolgen die sogenannten Seltenen Erden gefördert werden und wie gleichzeitig skandalös niedrig unsere Recyclingquoten – sie liegen unter einem Prozent – in Bezug auf diese Mineralien sind.

Die neue/grüne technologische Revolution muss der Industriellen Revolution, die seit rund 150 Jahren die Steigerung der Arbeitsproduktivität zum Ziel hatte, nachfolgen. Die Arbeitsproduktivität ist in diesem Zeitraum um das 20-Fache gestiegen, und jetzt ist der Faktor Arbeit überhaupt nicht mehr knapp oder unproduktiv. Auf dem Feld der Ressourcenproduktivität allerdings ist – bei gleichzeitiger Knappheit an Ressourcen und Energie – ein enormes Defizit festzustellen.

Der Mechanismus, der die Arbeitsproduktivität steigerte, war ein Ping-Pong mit den Bruttolöhnen. Steigt das eine, zieht das andere nach. Dieses wiederholte sich gut hundert Mal in den industrialisierten Ländern. Markvorteile hatten diejenigen Staaten, die in diesem Ping-Pong die Konkurrenz hinter sich lassen konnten.

Diesen Mechanismus auf den von Ressourcen und Energie zu übertragen sind diese Ausführungen geschuldet. An die Stelle von Arbeitsproduktivität und Lohnkosten treten Energieeffizienz und Energiepreise. Das heißt: Steigt die Energieeffizienz, werden die Energiepreise entsprechend angehoben. Energie- und Ressourcenproduktivität werden die wichtigsten Wettbewerbsfaktoren. Das ist der Kern der von uns angestrebten aufkommensneutralen ökologischen Steuerreform.

Diese Überlegungen bleiben im Rahmen einer Ideologie, die auf Liberalisierung, Deregulierung und Privatisierung setzt, allerdings Fiktion. Eine Verlagerung der operativen Verantwortung für das Marktgeschehen vom Staat auf die Privatwirtschaft, von öffentlichen Anliegen auf die Mehrung privaten Profits muss angesichts der ökologischen Folgen korrigiert werden. Die Mentalität, die den Staat als regulative Instanz ablehnte oder behinderte, hat sich ad absurdum geführt. Das ist spätestens durch die durch Deregulierung und Markteskapaden ausgelöste Finanzkrise

## AUTORINNEN UND AUTOREN

**Thorsten Bürklin**, Prof. Dr. phil.

Studium der Architektur und Philosophie in Karlsruhe und Florenz. Promotion in Karlsruhe zum Dr. phil. (Philosophie).

Professor für Geschichte und Theorie der Architektur an der msa | Münster School of Architecture sowie an der Fachhochschule Frankfurt am Main (Praxis und Theorie der Stadt). Bologna-Preis 2010 der FH Münster für herausragende Leistungen in der Lehre. Von 2005 bis 2007 verantwortlicher Redakteur von „werkundzeit“ (Zeitschrift des Deutschen Werkbunds). Tätigkeiten als freier Architekt.

Ausgewählte Publikationen: Balance und Krise. Weltgestaltende Individualität und Werk in der italienischen Renaissance, Hildesheim und andere 1997; AuftritteScenes. Interaktionen mit dem architektonischen Raum: die Campi Venedigs (mit A. Janson), Basel u.a. 2002; Lokale Identitäten in der globalen Stadtregion. „Alltagsrelevante Orte“ im Ballungsraum Rhein-Main (mit M. Peterek), Frankfurt am Main 2006; Orte öffentlichen Lebens in der Stadtregion (hg. mit P. Kreisl u. M. Peterek), Frankfurt am Main 2007.

**Matthias Burchardt**, Dr. Phil.

Studium der Philosophie, Germanistik und Erziehungswissenschaft in Köln, Promotion zum Doktor der Philosophie.

Zur Zeit Lehrstuhlvertretung Allgemeine Pädagogik an der PH Ludwigsburg. Tätigkeiten: unter anderem Akademischer Rat am Institut für Bildungsphilosophie, Anthropologie und Pädagogik der Lebensspanne, Radiophilosoph beim Westdeutschen Rundfunk, Kurator am Rheinischen Landestheater in Neuss, Verfasser der Kölner Erklärung „Zum Selbstverständnis der Universität“, Vorträge zur Ökonomisierung von Bildung.

Mitglied unter anderem Geschäftsführung der Gesellschaft für Bildung und Wissen, Martin-Buber-Gesellschaft, Görres-Gesellschaft, Kölner Kreis für humane Geburtskultur. Themenschwerpunkte: Anthropologie, Bildungstheorie, Phänomenologische Pädagogik, Bildungspolitik.

Ausgewählte Publikationen: Erziehung im Weltbezug 2001, Abschied vom Menschen? 2006, Von der Verantwortung der Verantwortung 2007 (jeweils in: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik). Pädagogische Anthropologie, in: Handbuch Erziehungswissenschaft 2007.

**Adrienne Goehler**, Dipl.-Psych.

Studium der Romanistik und Germanistik an der Universität Freiburg, Studium der Psychologie in Hamburg.

Derzeit unter anderem tätig als Autorin und Kuratorin. Zuvor unter anderem Präsidentin der Hochschule für bildende Künste in Hamburg; Abgeordnete der von ihr initiierten GAL-Frauenfraktion in der Hamburgischen Bürgerschaft; Mitbegründerin des Rates für Frauen in Wissenschaft, Technik und Kunst; Senatorin für Wissenschaft, Forschung und Kultur in Berlin; Kuratorin des Hauptstadtkulturfonds; Dozentin Universität St. Gallen; Initiatorin und Kuratorin der künstlerischen Intervention „Art goes Heiligendamm“ anlässlich des G8-Gipfels in Heiligendamm 2007; Seit 2010 Ausstellung „Zur Nachahmung empfohlen! Expeditionen in Ästhetik und Nachhaltigkeit“; 2013 wall on wall, Ausstellung des Fotografen Kai Wiedenhöfer.

Mitglied im Rundfunkrat des NDR; im Kunstbereich der Internationalen Frauenuniversität (ifu); Kuratorium der "Europäischen Akademie für Frauen in Politik und Wirtschaft" Berlin; Vorstand der Internationalen Frauenuniversität (ifu)/Womens' Institute of Technology, Development and Culture (W.I.T.); Vorstand von Berlin 21, dem Dach der Berliner Agenda-Initiativen; Aufsichtsrat der tageszeitung (taz); Kuratorium der Europäischen Kulturhauptstadt Ruhr 2010; Aufsichtsrat des Arsenal, Institut für Film und Videokunst e. V.

Ausgewählte Publikationen: Verflüssigungen. Wege und Umwege vom Sozialstaat zur Kulturgeellschaft (2006); Tausend Euro für jeden. Freiheit, Gleichheit, Grundeinkommen (2010); Hg.: Zur Nachahmung empfohlen! Expeditionen in Ästhetik und Nachhaltigkeit. Ausstellungspublikation (2010).

**Albrecht Göschel**, Dr. rer. pol., Dipl.-Ing.

Studium der Architektur und Stadtplanung in Hannover und Berlin; der Soziologie/Sozialpolitik in Essex, England; Promotion in Soziologie an der Universität Bremen.

Bis 2006 tätig als wissenschaftlicher Mitarbeiter und Projektleiter am Deutschen Institut für Urbanistik (Difu) Berlin, unter anderem Leitung und Koordination des Forschungsverbundes „Stadt 2030“ des Bundesministeriums für Bildung und Forschung, des Projektverbundes „Familienfreundliche Stadt“; Forschungen zum Wertewandel in den alten und neuen Bundesländern, zur Kulturpolitik etc.; Stadtplaner in München und Frankfurt am Main, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an den Universitäten Göttingen und Bremen, HdK Bremen; Lehrbeauftragter an den Universitäten Frankfurt am Main, Göttingen, FU Berlin, HU Berlin; Dozententätigkeit am Institut für Städtebau, Berlin (Referendarsausbildung unter anderem), Gastdozent an der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst, Wien; am Internationalen Zentrum für Kultur und Management (ICCM) Salzburg; an der Hochschule für Wirtschaft und Politik Hamburg und der Fernuniversität Hagen.

Ehrenamtliche Tätigkeiten als Erster Vorsitzender des „Forums gemeinschaftliches Wohnen e. V.“ (2007 bis 2010) und in der Kulturpolitik. Akademiepreisträger der Evangelischen Akademie Baden 2007.

Themenschwerpunkte/Publikationen: Zukunft der deutschen Stadt; Kultur- und Sozialpolitik, Kultureller und Sozialer Wandel, Stadtschrumpfung, Demographie, Generationsbeziehungen, Kultursoziologie, Architektur- und Planungstheorie, Gemeinschaftliches Wohnen.

**Ludger Heidbrink**, Prof. Dr. phil.

Studium der Philosophie, Germanistik und Kunstgeschichte in Münster und Hamburg. Promotion an der Universität Hamburg im Fach Philosophie. Habilitation im Fach Philosophie an der Universität Kiel (2002).

Seit 2012 Professor für Praktische Philosophie an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Seit

2009 tätig als außerplanmäßiger Professor für Corporate Responsibility und Corporate Citizenship an der Universität Witten-Herdecke. Zuvor unter anderem Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Lehrbeauftragter an den Universitäten Hamburg, Rostock, Lüneburg und Kiel (1992). Seit 2003 Privatdozent an der Universität Kiel. Ab 2004 Leiter der Forschungsgruppe „Kulturen der Verantwortung“ am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen. Seit 2007 Direktor des „Center for Responsibility Research“ am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen.

Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Verantwortungsethik, Wirtschafts- und Unternehmensethik, Politische Philosophie, Sozial- und Kulturphilosophie.

Ausgewählte Publikationen: Kritik der Verantwortung. Zu den Grenzen verantwortlichen Handelns in komplexen Kontexten. Weilerswist 2003; Verantwortung in der Zivilgesellschaft. Zur Konjunktur eines widersprüchlichen Prinzips, zusammen mit Alfred Hirsch, Frankfurt/New York 2006; Staat ohne Verantwortung? Zum Wandel der Aufgaben von Staat und Politik, zusammen mit Alfred Hirsch, Frankfurt/New York 2007; Handeln in der Ungewissheit. Paradoxien der Verantwortung, Berlin 2007; Verantwortung als marktwirtschaftliches Prinzip. Zum Verhältnis von Moral und Ökonomie, zusammen mit Alfred Hirsch, Frankfurt/New York 2008; Unternehmertum. Vom Nutzen und Nachteil einer riskanten Lebensform, zusammen mit Peter Seele, Frankfurt/New York 2010.

#### **Konrad Hummel, Dr. rer. soc.**

Studium der Pädagogik und der Soziologie an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main, (Diplompädagoge, Erziehungswissenschaften). Promotion an der Universität Tübingen.

Derzeit tätig als Beauftragter der Stadt für Bürgerbeteiligung in Konversionsentwicklung der Stadt Mannheim; zuvor unter anderem Bereichsleiter Politik im Bundesverband vhw, Wohnen und Stadtentwicklung e. V. Berlin; Mitglied im Stadtrat Fellbach (1980–86) und Augsburg (2002–2008); Lehrtätigkeiten an Universitäten (Duisburg: Gemeinwesenarbeit), Berufsakademie (Stuttgart: Gerontologie) und Deutschem Jugendinstitut (DJI). Von 1992 bis 2002 Koordination und Durchführung von Projekten im Rahmen der Zusammenarbeit der Regionen Europas (Rhône-Alpes, Lombardei, Katalonien, Schottland, Polen).

Mitglied im Beirat der Blätter der Wohlfahrtspflege, Mitarbeit bei Bertelsmann-, Bosch-, Ebert- und Adenauerstiftung, sowie Stiftung Bürger für Bürger und Kuratorium Deutsche Altenhilfe (KDA), Gründungsmitglied des Bundesnetzwerkes Bürgerengagement (BBE), Mitarbeit im Gesprächskreis Bürgerengagement des Bundespräsidenten, Mitglied in der Geschäftsführung des Nachbarschaftsheimers Schöneberg.

Ausgewählte Publikationen: 1982: Öffnet die Altersheime, 1986: Wege aus der Zitadelle, 1991: Freiheit statt Fürsorge, 1995: Bürgerengagement, 2007: in von der Leyen, Ursula: Füreinander da sein. Miteinander Handeln, 2009: Die Bürgerschaftlichkeit unserer Städte, 2010: Urbane Landschaften: Lernlandschaften durch das Engagement von Stadt, Unternehmen (CSR) und Bürgerschaft.

#### **Ulf Kilian**

Studium der Freien Kunst an der Staatlichen Hochschule für Bildende Künste – Städelschule in Frankfurt am Main und der Philosophie, Kunstgeschichte und Kunstpädagogik an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main.

Tätigkeiten: Seit 2011 Vorsitzender des Deutschen Werkbundes e. V.; seit 2000 Vorsitzender des Deutschen Werkbundes Hessen e. V.; künstlerische Tätigkeiten im bildenden und performativen Bereich; zahlreiche Ausstellungen im In- und Ausland; Initiator der Werkgespräche für zeitgenössische Kunst beim Deutschen Werkbund Hessen (1999). Mitbegründer des Ensembles daimonion (1998); Gründung der Firma techne (1989).

#### **Frederic J. Schwartz, Prof. Dr. phil.**

Studium der Kunstgeschichte an der Columbia University, New York; Promotion mit einer Arbeit zur Geschichte des Deutschen Werkbundes zwischen 1907 und 1914.

Neben seiner Tätigkeit als Professor für Kunstgeschichte und Architektur am University College London ist Frederic J. Schwartz in den vergangenen Jahren auch kuratorischer Berater, so unter anderem bei der Ausstellung Modernism: Designing a New World, 1914–1939 im Victoria & Albert Museum, London (2004), bei der Neukonzeption des Museums der Dinge, Berlin (2006), bei der Stiftung Bauhaus anlässlich der großen Bauhaus-Ausstellung 2009. Zudem war Frederic J. Schwartz Mitglied eines internationalen Beratungsteams des Deutschen Werkbundes Berlin, das zwischen 2005 und 2007 Projekte zum 100. Jubiläum des Deutschen Werkbundes konzipierte (Stadt, Morgen, organisiert von Bernhard Schneider).

Seit 1996 ist Frederic J. Schwartz im Herausgebergremium des Oxford Art Journal.

Seine Forschungsschwerpunkte unter anderem sind die Geschichte des Deutschen Werkbundes, Kunst der deutschen Avantgarde im 20. Jahrhundert und die Historie der Kunstgeschichte als akademische Disziplin.

Ausgewählte Publikationen: Blind Spots: Critical Theory and the History of Art in Twentieth-Century Germany. New Haven, London 2005; The Werkbund. Design Theory and Mass Culture before the First World War, New Haven, London 1996 (deutsche Ausgabe: Der Werkbund. Ware und Zeichen 1900–1914, erschienen im Verlag der Kunst, Dresden, Berlin 1999); ‚Funktionalismus heute‘: Adorno, Bloch und das Erbe des Modernismus in der BRD, in: Mythos Bauhaus: Zwischen Selbsterfindung und Enthistorisierung, Hg. von Anja Baumhoff und Magdalena Droste, Berlin 2009, S. 315–335; Werkbund und Bauhaus: Eine Neubetrachtung der Verbindungen, in: bauhaus global, Hg. von Annemarie Jaeggi, Berlin 2010, S.39–48.

#### **Martin Seel, Prof. Dr. phil.**

Studium der Germanistik, Philosophie und Geschichte in Marburg und Konstanz; Promotion zum Doktor der Philosophie bei Albrecht Wellmer; Habilitation in Konstanz.

Derzeit tätig als Professor für Philosophie an der J. W. Goethe-Universität Frankfurt am Main; zuvor Professor für Philosophie an der Universität Hamburg und an der Justus-Liebig-Universität in Gießen. Seine Themenschwerpunkte liegen in den Bereichen der Erkenntnistheorie und Sprachphilosophie sowie der Ethik und Ästhetik.

Ausgewählte Publikationen: Die Kunst der Entzweiung. Zum Begriff der ästhetischen Rationalität, Frankfurt am Main 1985; Eine Ästhetik der Natur, Frankfurt am Main 1991; Versuch über die Form des Glücks, Frankfurt am Main 1995; Ästhetik des Erscheinens, München 2000; Sich bestimmen lassen. Studien zur theoretischen und praktischen Philosophie, Frankfurt am Main 2002; Adornos Philosophie der Kontemplation, Frankfurt am Main 2004; Die Macht des Erscheinens. Texte zur Ästhetik, Frankfurt am Main 2007; Theorien, Frankfurt am Main 2009; 111 Tugenden, 111 Laster. Eine philosophische Revue, Frankfurt am Main 2011.

#### **Ulrich Thielemann, Dr. rer. oec.**

Studium der Wirtschaftswissenschaften an der Universität Wuppertal; Promotion 1996 mit der Arbeit „Das Prinzip Markt. Kritik der ökonomischen Tauschlogik“ bei Peter Ulrich an der Universität St. Gallen; Habilitation im Fach Wirtschaftsethik 2011 an der Universität St. Gallen.

2011 gründete er in Berlin den Thinktank „MeM – Denkfabrik für Wirtschaftsethik“ und leitet diesen seither. Zuvor war er unter anderem Vizedirektor des Instituts für Wirtschaftsethik der Universität St. Gallen. Dort war er zwischen 2003 und 2010 auch Lehrbeauftragter für Wirtschaftsethik. Seit 2005 ist er Associate Professor für Wirtschaftsethik der Universität Educatis (Aldorf, Schweiz). Eben-

falls seit 2005 ist er Ethik-Revisor bei der ABS, Alternative Bank Schweiz. 2011 war er Gastprofessor für Wirtschaftsethik an der Universität Wien. Seit 2011 ist er Stellvertretender Vorsitzender des Beirates des Ökosozialen Forums Deutschland.

Ausgewählte Publikationen: „System Error. Warum der freie Markt zur Unfreiheit führt“ (Frankfurt am Main 2009, Westend Verlag), „Standards guter Unternehmensführung. Zwölf internationale Initiativen und ihr normativer Orientierungsgehalt“ (Bern und andere 2009, Haupt Verlag, mit Peter Ulrich) sowie „Wettbewerb als Gerechtigkeitskonzept. Kritik des Neoliberalismus“ (Marburg 2011, Metropolis; Habilitationsschrift).

**Ernst Ulrich von Weizsäcker**, Dr. rer. nat.

Studium der Physik in Hamburg, Promotion in Freiburg zum Dr. rer. nat. (Biologie).

Tätigkeiten als Professor für Biologie an der Universität Essen; Präsident der Universität/GH Kassel; Direktor am UNO Zentrum für Wissenschaft und Technologie in New York, Direktor des Instituts für Europäische Umweltpolitik, Bonn, London, Paris; Präsident des Wuppertal Instituts for Klima, Umwelt, Energie; MdB für Stuttgart 1, SPD (1999–2002 Vorsitzender Enquetekommission Globalisierung; 2002–2005 Vorsitzender des Umweltausschusses); Dean, Donald Bren School for Environmental Science and Management, University of California, Santa Barbara, USA; 2008 (ehrenamtl.) Ko-Präsident, International Resource Panel, wohnhaft in Emmendingen.

Mitglied unter anderem Club of Rome (Kopräsident); Europäische Akademie der Wissenschaften; World Academy of Art and Science; SPD (1968–72 und 1999–2001 Landesvorstand der SPD Baden-Württemberg), Vereinigung Deutscher Wissenschaftler (1988–91 Vorsitzender; 2003–2006 Vorstandsmitglied), Ehrungen unter anderem Ehrendoktor der Soka-Universität Japan (2001); Takeda Award for Environmental Excellence (2002); Deutscher Umweltpreis (2008); Großes Bundesverdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland (2009); Ehrendoktor der Universität Belgrad (2010); Theodor Heuss Preis (2011).

Ausgewählte Publikationen: 1989: Erdpolitik; 1995: Faktor Vier. Doppelter Wohlstand, halbiertes Naturverbrauch. (mit A. und H. Lovins); 2000: Politik für die Erde; 2006: Grenzen der Privatisierung (hg. mit O.Young und M. Finger); 2010: Faktor Fünf (mit Charlie Hargroves und M. Smith).

## IMPRESSUM

Für die finanzielle Unterstützung der vorliegenden Publikation und des Werkbundtages 2011 leben//gestalten danken wir dem Kulturfonds Frankfurt RheinMain.

© 2013 by jovis Verlag GmbH

Das Copyright für die Texte liegt bei den Autoren.

Das Copyright für die Abbildungen liegt bei den Fotografen/Inhabern der Bildrechte.

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagcollage: Thomas Schriefers DWB

Konzept und Redaktion: Ulf Kilian DWB

Gestaltung und Satz: Martina Voegtler DWB

Druck und Bindung: fgb freiburger graphische betriebe

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

jovis Verlag GmbH

Kurfürstenstraße 15/16

10785 Berlin

[www.jovis.de](http://www.jovis.de)

ISBN 978-3-86859-156-9



**kulturfonds**  
frankfurt**rheinmain**